AGB
E. 311. / 4.

E. 311/4.

Eitles Selbstvertrauen.

Eine Erzählung.

Vom

Verfasser: »Landleben der Reichen.«

Wien, 1834.
Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Dem Willen meines Vaters nachzukommen, ward ich Doctor Medicinä, hatte aber nicht den geringsten Beruf zum praktischen Arzt. Bei Nacht aus dem warmen Bette zum Kranken zu gehen, war mir ein verhaßtes Müssen, der Geruch des Krankenzimmers ekelte mich an, und nichts erschöpfte den kleinen Vorrath meiner Geduld leichter als Wimmern und Wehklagen. Ich war 27 Jahr alt, als mein Vater starb, und mir ein Vermögen hinterließ, nicht groß genug um hauszuhalten, doch zureichend, um unabhängig zu leben. Warum sollte ich nicht mir selbst genug seyn! Ohne Bedenken legte ich meine Praxis nieder; wahrscheinlich nicht zum Nachtheil der leidenden Menschheit. Im ganzen folgenden Winter schlürfte ich das Vergnügen des dolce far niente, welches wir Deutsche kurzweg Müßiggang nennen. Es war am Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht diese große Anzahl von Zeitungen und Journalen vorhanden, womit man in unsern glücklichen Tagen, mit geringem Abzug für Schlaf und Nahrung, das ganze Leben ausfüllen kann; auch taugte anhaltendes Lesen nicht für meine schwachen Augen. Langeweile stellte sich ein, und ich fühlte die Nothwendigkeit, mich mit etwas zu beschäftigen. Für keine

Kunst hatte ich Talent, von allen Doctrinen, welche die Arzneiwissenschaft berührt, hatte Naturgeschichte allein etwas Anziehendes für mich. Ich holte meine alten Bücher hervor, Botanik fiel mir zuerst in die Hand. Mit einem gelehrten Freund machte ich einen Ausflug auf den Kahlenberg, der Freund belehrte, die reinere Luft erquickte, die weite Aussicht ergetzte mich. Im Sommer bestiegen wir mit einander den Schneeberg. Ich kann nichts davon sagen, was nicht Weidmann schon besser gesagt hätte, als daß ich ein leidenschaftlicher Bergsteiger wurde. Nachdem ich im Winter auch Mineralogie studiert hatte, bereiste ich im nächsten Sommer Tirol. Land und Leute, dachte ich, sind da merkwürdig, und zu steigen wird es auch genug geben. Daran fehlte es nicht. Ich stieg eines Tages im August ein felsenreiches Gebirg noch vor Sonnenaufgang hinan. Mein unbequemeres Gepäck hatte ich schon lange in Innsbruck gelassen, und nichts in meinem Tornister als einmahl Wäsche zu wechseln und einen Hammer. In der Hoffnung auf eine grandiose Aussicht vertrieb ich mir die Zeit, indem ich Steine zerschlug und manche mineralogische Rarität in meinen Tornister packte.

Ich war schon ziemlich hoch, als ich ein starkes Rauschen vernahm; ich stand still, horchte, und glaubte das Rauschen eines Wasserfalls zu erkennen. Den wollte ich sehen. Diese Neugierde führte mich zu einigen Abenteuern, die des Erzählens nicht werth wären, hätte ich nicht dabei ein Manuscript über die Schicksale Herzog Wilhelms von Oester-

reich, die wenig bekannt sind, und gewiß niemand ohne Theilnahme lassen, in die Hände bekommen.

Rechts hörte ich rauschen, und dahin arbeitete ich mich ohne Weg und Steg mühsam genug; nur Felsenblöcke gab es da, und selten einen knotigen Tannenbaum mit wenig Schatten. Die Sonne brannte schon tüchtig, und die Hitze widerstrahlte von den Steinen, doch gab ich den beschwerlichen Weg nicht auf, denn immer erhabener hörte ich vor mir rauschen. Endlich erreichte ich mein Ziel; das heißt, ich konnte nicht mehr weiter. Eine viele Klafter hohe Wand, die sich den Berg auf- und abwärts erstreckte, so weit mein Auge reichte, schied mich von dem Wasserfall. Ich versuchte nun unten um diese Wand herum zu kommen, ich hatte mich schon zu viel geplagt, um jetzt abzulassen. Das Gebirg hatte gar keine sanfte Neigung, es ging in steilen Felsenstaffeln abwärts, in der Nähe der Wand waren sie so hoch, daß ich den Versuch nicht wagte, darüber hinab zu kommen. Links hin ging es zwischen Klippen etwas leichter schräg sich abdachend. Als ich aus den Klippen heraus war, hörte ich wieder deutlicher den gesuchten Wasserfall, und erblickte in mäßiger Tiefe einen Bergsee. Jenseits war er von so hohem Gebirge eingeschlossen, daß noch jetzt, um 10 Uhr Vormittags kein Sonnenstrahl darauf gefallen war. Der dunkle Wasserspiegel war mir ein höchst erfreulicher Anblick. Meine Phantasie erquickte sich an den kühlen Schatten seiner Ufer; Wohnungen, stellte ich mir vor, müßten da unten seyn, und Fischer und Schiffe,

mit denen sie mich hinüber bringen vor das prächtige Schauspiel des Wassersturzes. Ich lief und glitt und stolperte, bis ich mich zu meinem Schrecken am obern Rand einer weit ausgedehnten, zusammenhängenden, steilen Felsenreihe befand. Nach langem Suchen fand ich eine Stelle, die nur drei Klafter hoch war und ganz glatt. Den Bergsee hatte ich vor mir, hinab mußte ich, ich hatte es einmal unternommen. Frisch entschlossen schnitt ich von der einsamen Tanne ein paar Zweige, nahm sie zwischen die Beine, und fuhr die fast steilrechte Platte glücklich hinab. Stolz auf meinen Muth und auf meine Geschicklichkeit schritt oder stieg ich vielmehr weiter, denn der Berg senkte sich hier zwar sanfter, doch den ganzen Boden bedeckten Felsentrümmer, über welche nur ein sehr gewandter Bergsteiger hinweg konnte. Keine Spur einer Menschenhand war in dieser Felsenwüste zu entdecken, keine Fährte eines vierfüßigen Thieres, einzelne Geier verscheuchten selbst jeden andern Vogel. Die Mittagshitze erdrückte mich beinahe, ein banges Gefühl der Verlassenheit ergriff mich. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich über die Platte, die ich herabgefahren, nicht wieder hinauf könne, daß mir aller Rückweg abgeschnitten sei. In Angst eilte ich vorwärts, so gut ich konnte; und nun stand ich abermal am Saume einer langgestreckten Felsenreihe, von der ich beinahe den ganzen Bergsee übersehen konnte. Er war klein, und rund herum stiegen hohe Felsen gerade aus dem Wasser auf; so auch in der Krümmung gegen die verwünschte hohe Wand hin,

die mir den Wasserfall und einen Theil des Sees verdeckte, an dem allein ich noch menschliche Wohnungen hoffen konnte. Abwärts war mein einziger Ausweg. Rechts, das sah ich, waren die Felsen durchaus zu hoch; ich mußte noch weiter links. Bald gelangte ich an eine Kluft, die sich eine ziemliche Strecke in das Land herein zog. Ich stieg über schroffe Staffeln hinab, und sah, daß sie flach in den See ausmündete. Von da, hoffte ich, werde sich rechts ein Weg längst dem Ufer hinziehen; ich eilte vor, stand am Wasser, kein Weg weder rechts noch links, nur drei Schritte breit Raum für mich. Ich traute meinem kurzen Gesichte nicht; aber auch das Fernglas zeigte nichts als Felsen und Wasser.

Jetzt warf ich meinen Tornister zu Boden, und mich selbst voll Verzweiflung dazu in den Sand. Hier in dieser Kluft Hungers sterben zu sollen, war eine Vorstellung, die mir Muth und Kraft nahm. Auch war ich acht Stunden größtentheils im unbeschatteten Strahl der Augustsonne mit Anstrengung auf dem rauhen Gestein herum gestiegen, meine Sohlen schmerzten mich, ich fühlte mich todesmatt. Lange blieb ich liegen, nichts denkend, nichts empfindend, als die Befriedigung des Bedürfnisses zu rasten. Endlich trieb der Durst mich auf. Mit meinem ledernen Becher schöpfte ich einen Trunk aus dem See; er war lau, matt, trüb, schmeckte nach Fischen. Bei dem Becher fand sich auch noch ein Stück Brot in der Tasche; ich betrachtete es mit Wehmuth. Es ist ein fürchterlich ernsthafter Gedanken: »das ist das

letzte Stück Brot.« Doch ich versank nicht in Kleinmuth, zur Himmelstochter Vernunft nahm ich meine Zuflucht, und überlegte meine Lage mit Klarheit. Es war noch immer möglich, daß rechts hin, wo mir ein Theil des Sees verdeckt war, Menschen wohnten. Ich nahm alle Mittel zusammen, meine Stimme zu verstärken, stellte mich hinaus, so weit ich konnte, und schrie anhaltend nach der Gegend hin. Ich ließ meine Lungen sich erholen, und richtete dann verstärkten Ruf gegen eine flache Felsenwand jenseits, vielleicht daß durch das Eccho meine Stimme ein Menschenohr erreichte. Ich wiederholte Beides oft; kein antwortender Laut, nichts als das eintönige Rauschen des verführerischen Wasserfalls. Ich erinnerte mich, daß ich, ehe ich unvorsichtig die Felsenplatte herabgefahren war, wohl lange hin und her gesucht, doch links hin nicht die ganze Gegend untersucht, sondern die erste Möglichkeit hinabzukommen ergriffen hatte, die sich mir zeigte; es konnte also denn doch wohl noch irgendwo eine Stelle geben, um über die Felsenreihe wieder hinauf zu kommen, und den Rückweg zu finden. Ich wollte keine Zeit verlieren; warf meine mineralogischen Raritäten aus dem Tornister, um leichter zu seyn, und es gelang mir, mich über die Staffeln der Kluft aufzuschwingen; allein ich war viel zu ermüdet, um mit meiner Untersuchung fertig zu werden, ehe die Dämmerung einbrach. Es half nichts, als sich auf harten Stein zu betten, den Tornister unterm Kopf. Ich suchte nur eine so viel möglich ebene Stelle; da

verzehrte ich mein Stück Brot, eine magere Kost für einen ganzen Tag, und nahm einen Schluck Rhum dazu, der auf einer Bergreise nicht fehlen darf. Am folgenden Tag hoffte ich es einzubringen. Mit dem Schlafen ging es schlecht, das Gemüth war zu sehr in Bewegung, der Körper zu matt. Nach Mitternacht ward es kalt, ich band mir ein Tuch um den Kopf und deckte mich mit meinem zweiten Hemd zu; es war wenig, doch etwas, und ich schlief ein. Als der Morgen graute, war ich wieder wach, sobald es hell genug war, machte ich mich auf die Beine. In wenigen Stunden hatte ich die vollendete Ueberzeugung, daß es unmöglich war, auf die Felsenbank wieder zu gelangen, wenn nicht doch etwa über die Platte. Ich ging hin, und betrachtete sie mit Grauen, wie eine Stadtmauer stand sie vor mir. Alles mußte ich versuchen; ich zog meine Fußbekleidung aus, um auf Händen und Füßen hinauf zu klimmen, immer beim zweiten, dritten Schritt glitt ich schmerzlich wieder ab. Jetzt verfiel ich darauf, mit meinem Hammer Löcher in den Stein zu hauen, um Hände und Füße einsetzen zu können, und machte mich sogleich an die Arbeit. Ich klopfte und klopfte, allein es war zwei Uhr Nachmittags geworden, und ich hatte erst eine Vertiefung zu Stande gebracht, die noch zu seicht war, als ich versuchte, frei darin zu stehen, um weiter oben einzuhauen. Ich rechnete mir aus, daß ich früher verhungern, als mit dieser Leiter fertig werden würde. Ein Tannenbaum, der ein paar hundert Schritte entfernt stand, wäre er

an der Platte gestanden, hätte mir besser als Leiter dienen können. Warum sollte ich nicht mit meinem scharfen Taschenmesser den Baum bis über die Hälfte hinein durchschneiden, und mit Kraft und Gewicht meines Körpers ihn ganz niederbrechen können? Ehe ich jedoch Hand anlegte, machte ich mir die Bemerkung, daß, wenn der Baum schon wirklich liege, ich doch nimmer im Stande seyn würde, ihn über den Boden voll Felsentrümmer an die Platte zu bringen, noch weniger ihn da gerade aufzurichten. Eines blieb mir nur noch übrig; ich schrie anhaltend gegen alle vier Winde, doch mit wenig Hoffnung; denn ich war gestern mehrere Stunden gegangen, seit ich das letzte Haus verlassen hatte. Ich wiederholte mein Rufen öfters, und vernahm keine Antwort. Es ging gegen den Abend, ich hatte gestern Nachmittag im weichen Sand viel besser gelegen als die Nacht durch auf den Steinen; ich ließ mich also wieder in die Kluft hinab. Es war mir, als ob ich in mein Grab stiege. An zwei schwachen Fäden nur hing meine Hoffnung; entweder daß doch noch ein Schiff erscheine, oder daß endlich Jemand mein Rufen höre. Ich beschloß also jeden Tag ober der Kluft zuzubringen, fleißig nach dem See zu blicken, und alle Viertelstunden nach verschiedenen Gegenden zu rufen. Das Wasser ließ sich durch Rhum verbessern, freilich nicht lange, denn das Fläschchen war klein; als Nahrungsmittel wußte ich mir aber nichts auszusinnen, als daß ich meinen Tornister, und wenn dieser verzehrt wäre, meine Stiefel im See erweichte.

Die Wäsche mußte also aus dem Tornister heraus, und die Mineralien wieder hinein, um ihn zu beschweren und unter Wasser zu halten; die Oeffnung richtete ich vorwärts, und legte ein paar Steine dazwischen, vielleicht daß doch ein Fisch oder Krebs sich finge. An ein schief aus dem Gestein herausgewachsenes Bäumchen hängte ich meine Uhr, setzte mich hin, kaute etwas magern Steinbrech, der sparsam an den Felsen hing, und bedauerte kein Tabakraucher zu seyn. An Robinson erinnerte ich mich, der auf eine unbewohnte Insel verschlagen wurde, an Martin Speelhoven, Peter Robert und andere dergleichen, wovon ich im Knabenalter mit so viel Begierde gelesen hatte. Diese waren alle besser daran als ich; ich vermochte nichts nachzuahmen, womit sie sich geholfen hatten, hier gab es keine Schildkröteneier, keine Vogelnester auszunehmen, kein Schiffswrak mit tausend brauchbaren Dingen. Ich kann auf keine späte Hülfe warten, sagte ich endlich laut, denn ich hatte mich vor niemand zu geniren, wenn ich nicht bald gerettet werde, so sei mir Gott gnädig! Ich sagte das als eine gewöhnliche Redensart, ohne dabei an Gott und seine Gnade zu denken, doch fielen mir die Worte, so zu sagen, auf das Herz; es entstanden Gedanken in mir, die mir seit langer Zeit fremd waren, es mahnte mich zu beten. Ein älterer Freund, der mich einst aus der Kirche gehen sah, fragte mich: »Was machen Sie in der Kirche? Wissen Sie nicht, was Paulus sagt, wenn du beten willst, so verschließ dich in dein Kämmerlein?« —

Die Lehre fiel nicht auf unfruchtbaren Boden, der unbequeme Kirchenbesuch wurde von Stund an aufgegeben, in dem Kämmerlein ward aber auch nicht gebetet; man stand spät auf, mußte frühstücken, sich frisiren, rasiren lassen, anziehen, etwas lesen, etwas zum Fenster hinaus sehen, etwas auf der Violine versuchen, Besuche empfangen, endlich doch auch Bewegung in freier Luft machen; Nachmittags zu beten war gegen alle Kleiderordnung, und Abends nach zwölf Uhr war man zu schläfrig. Jetzt aber, mir selbst unbewußt, unwillkührlich lag ich auf den Knien mit gefalteten Händen. Ich erinnere mich nicht etwas anders gebetet zu haben, als das Vaterunser, »gib uns heut unser tägliches Brot«, mag ich wohl mit aller Andacht gesprochen haben. Mir schien, als hörte ich die Worte, »gib dich in die Hand Gottes, es wird geschehen, was Er will.« — Ich fuhr auf, sah rundum, wartete, horchte; Alles still, bis auf den verwünschten Wasserfall. Es war auch schon so dunkel geworden, daß jetzt durchaus niemand mehr in dieser unwirthbaren Einöde geblieben seyn konnte. Indessen war heute in fast verzweifelten Verhältnissen mein Gemüth ruhiger als gestern, da ich noch über die Felsenbank hinauf zu kommen hoffte. Ich schrieb meinen Namen in die Schreibtafel und den Tag, es war Donnerstag der 22. August 1794, und legte sie unter einen vorragenden Stein, damit, wenn man etwa einst meine Gebeine hier fände, man doch wisse, wessen sie waren. Nun zog ich mich so weit in die Kluft zurück, als ich konnte, um auf trock-

nem Sand zu liegen, und auf drei Seiten vor jedem kühlen Lüftchen sicher zu seyn. Ein bemooster Stein und meine Wäsche darauf war ein treffliches Kopfkissen. Mit dem Gedanken, du bist in Gottes Hand, entschlief ich.

Ich träumte, es ständen zwei Räuber mit einer Latern am Eingang der Kluft und stritten mit einander, ob sie mich erschlagen oder nur die Uhr und die Brieftasche wegnehmen und mich meinem Schicksal überlassen sollten. Oh, meine lieben Räuber, sagte ich, was ich da bei mir habe, ist nicht von großem Werth, aber ich will euch jedem fünf hundert bairische Thaler auszahlen, wenn Ihr mich nach Innsbruck begleitet. Das wäre die rechte Höh', daß du uns dem Gericht anzeigtest; war die Antwort des Räubers, du bist ein falscher Hund, du mußt sterben! Damit zog er ein kurzes Schwert heraus, und ich erwachte. Es war niemand in meiner Kluft, doch in dem See draußen schien mir ein Licht zu glänzen; mit dem Fernglas sah ich eine Fackel und einen Kahn und zwei Männer darin, die einen Körper mit großen Messern zerschnitten. Das war also ein warnender Traum, dachte ich, doch die Freude wieder Menschen zu sehen hielt dem Schrecken über ihre Beschäftigung die Wage. Ich überlegte lange, sollte ich rufen, sollte ich nicht. Ruf' ich, wahrscheinlich ein gewaltsamer schneller Tod; rufe ich nicht, gewiß auch in kurzer Zeit der martervolle Hungertod. Ich sah wieder hin: sie bedeckten den zerstückten Körper mit einem Tuch, zogen die Fackel, die im

Vordertheil steckte, aus, und verlöschten sie. Es hatte angefangen zu tagen, sie ruderten fort. Jetzt war der Augenblick, den mußte ich ergreifen, wer weiß, wann sie wieder kommen, vielleicht lassen sie sich doch erbitten, ich habe mich ja in Gottes Hand gegeben, nicht umsonst hat mich der Traum geweckt. Dieß denkend riß ich Hemd und Tuch von meinem Kopfkissen, und so weit hinaus gestellt als möglich war, wehte ich mit beiden Händen, und rief aus Leibeskräften. Sie warden mich gewahr, sie standen still, sie schienen verwundert und zweifelhaft, sie lenkten um und ruderten schnell auf mich zu. Es waren zwei starke Kerle mit struppigen Bärten in groben Kitteln mit Blut befleckt, das Tuch über den zerstückten Körper ganz blutig, ein gräßlicher Anblick; Hoffnung und Angst schlugen große Wellen in meiner Brust. »Um Gottes Barmherzigkeit, rief ich, als sie heran gekommen waren, bringt mich auf irgend eine Straße, ich will euch reichlich belohnen.«

»Ei du mein Heiland, wo kommt denn ein Christenmensch daher?«

»Ich habe mich verstiegen; ich schwöre bei allen Heiligen, ich will euch nicht verrathen. Nehmt mich nur mit zu Menschen, ich bin schon zwei Tage hier.«

»Daß es Gott erbarme, da wirst du hungrig seyn! sagte der jüngere, Lienhard, hast kein Stückel Brot? ich habe meines gessen.«

»Da, sagte der ältere, indem er mir ein Stück Brot reichte, iß derweil. Wir können dich jetzt gleich nicht mitnehmen; wir haben einen so großen Fisch

gefangen, daß wir alle auf die zwei Fasttage genug haben werden. Wir haben ihn aufgehackt, sonst hätte er uns etwa umgeworfen. Jetzt ist aber nicht Raum für dich in der Zille. Wart nur, wir kommen bald wieder.« Damit fuhren sie schnell fort.

Während der Rede des Tirolers durchzitterte mich die Freude von guten Leuten gerettet zu seyn, daß ich mich setzen mußte. Ich sah ihnen nach, wie sie rechts an den Felsen hinfuhren; unmöglich hätte ich essen können, so viel der Hunger mich auch schon gestern gequält hatte. Jetzt waren sie mir hinter eine vorspringende Wand aus den Augen verschwunden, der See war leer, alles still, zum ersten Mal hörte ich heute seit meinem Erwachen jetzt den Wasserfall wieder. Das Gefühl der Verlassenheit war an dieses Rauschen gebunden, schon wollte es mich beklemmen, da erschien die Spitze des Kahns, aber leer, jetzt der ganze Kahn, aber nur ein Fischer darin; er ruderte auf mich zu, aber langsamer schien es mir zu gehen. Mit jedem Ruderschlag wurde die Idee der Rettung lebendiger, ich konnte bald nichts anderes mehr denken, es fehlte wenig, daß ich nicht dem Kahn in den See hinein entgegen ging, begierig stieg ich ein, sobald er stand; der Fischer mußte mich halten, so zitterte ich. Er hatte mir seine Jacke aufgebreitet, und setzte mich ihm gegenüber. »Du kannst ja kaum auf den Füßen stehn, armer Mann,« sagte er. Ich konnte nicht antworten.

Wie wir die Wand vorüber waren, die mir die Aussicht hierher verdeckt hatte, sah ich ein breites

offenes Dach im Wasser stehn; darunter fuhren wir hinein, und stiegen aus. Der jüngere Fischer kam eben mit dem blutigen Tuche einen Fußsteig herab, um den noch daliegenden Rest des Fisches vollends aufzupacken. Ich sah umher, der See war ganz verschlossen bis auf diesen kleinen Fußsteig. Mein Alter geleitete mich hinauf, es ging nur anfangs steil, daß ich seiner Unterstützung bedurfte, dann stieg es sanft bergan, und wie der Weg sich wandte, wurde ich einen schwarzen Thurm, von Bäumen halb verdeckt, gewahr mit enger Thür und spitzem Bogen. Ein Mann von fünfzig Jahren ungefähr, gekleidet wie wir wohlhabende Tirolerbauern sehen, trat mir entgegen: »Gelobt sei Jesus Christus!« Ich erinnerte mich, daß man antwortet, »in Ewigkeit.«

»Lienhard, spring hinüber und schau, ob der Bruder zu Haus ist oder die Schwester.«

»Ich bitte nur, sagte ich, um ein Obdach für heute, um auszuruhen, und um einen Wegweiser nach Innsbruck.«

»Obdach von Herzen gern, und ausruhen wirst wohl länger müssen. Der Seppel sagt, du bist schon den dritten Tag da drüben gewesen, wo man nicht hin noch her kann, wenn man kein Schiff hat. Komm nur herein, wirst müd und hungrig seyn, setz dich nieder.« Damit führte er mich in seine Stube, deren Möbeln sehr einfach aus weichem Holz bestanden, doch alles aufgeräumt und reinlich, viele heilige Bilder, illuminirte Kupferstiche, an die weiße Wand genagelt. Wir setzten uns. »Den Weg ist noch kein

Gast zu uns gekommen. Wie hast du denn gethan?« fragte er. Ich erzählte ihm mein Abenteuer. »Nun den Wasserfall wirst du dir genug sehen beim Brudern drüben.« Jetzt kam eine Frau herein, groß, hübsch an Gestalt, etwa in den dreißigen. »Grüß Gott!« sagte sie, und deckte mir eine reine Serviette auf, einen alten silbernen Löffel dazu, und ging wieder. »Das ist mein Weib die Zenzel; sie wird ein Frühstück gerichtet haben, es ist ein gescheidtes Weib.« Sie kam auch sogleich mit einer Schale dampfender Weinsuppe auf weißem Teller und gebähtes Brot darin, ein Glas Wasser daneben. Ich fing damit an: »Welch ein Wasser!« »Den Zimmet hast vergessen,« sagte er, und: »Was sagst Claudi?« fragte sie. Er aber fuhr gegen mich fort: »Es ist nur heute Fasttag, sonst hätte sie wohl Würste gebraten.« Aus einem Wandschrank holte sie eine kleine Schachtel, und im Hergehen sagte sie freundlich: »Hast recht Claudi, den Zimmet habe ich vergessen in der Geschwindigkeit.« Und sie streute mir davon auf die Suppe.

»Ich kann nicht genug danken, sagte ich, liebe Frau, für die menschenfreundliche Sorgfalt, mit der Sie mir so schnell gerade mein Bedürfniß befriedigen; mich friert und hungert, und daß ich noch nicht viel auf einmal essen darf, sage ich mir als Arzt selbst.«

»So bist du ein Doctor; das wird dem Schwager Cassian lieb seyn.«

»Mein Bruder Cassian, ergänzte der Claudius,

ist der ältere, und nach unserem Brauch eigentlich der Herr vom Schloß und von uns allen, und zugleich unser Doctor. Er hat aber nicht studirt.«

Jetzt kam der Knecht Lienhard zurück: »Der Herr ist im Berg, kommt erst auf Mittag. Die Frau habe ich auf der Leinwandbleich gefunden mit sammt der Burgerl, sie können nicht fort, sie probirens auf neue Manier.«

»Na, sagte Claudius, also richt du Weib oben mein Bett für'n Doctor.«

»Was sagst Claudi?«

»Leg dich derweil in mein Bett, Doctor, ein ruhiger Schlaf ist das beste für dich.«

Die Frau nahm zwei reine Leintücher aus einem massiven Kasten, und ging damit eine in der Ecke befindliche schmale Stiege hinauf. Er winkte ihr; sie blieb stehn.

»Nimm auch ein frisch Hemd mit, der Doctor wird sich diese Tage ziemlich abgeschwitzt haben.«

»Oh, Wäsche habe ich selbst, fiel ich ein, doch jetzt denke ich erst daran, ich habe sie drüben in der Kluft vergessen, auch meine Uhr und mein Geld.«

»Lienhard nimm die Zille und hol's.«

Die Frau, nachdem sie ein Hemd aus dem Kasten genommen, ging die Stiege vollends hinauf.

»Du mußt dich nicht groß wundern, daß sie thut, was ich sage, obwohl sie meistens fragt vorher, was? und ich es nicht wiederhole, wie ich in den ersten Jahren der Narr war. Das ist ein angenommener Brauch, sie versteht mich allzeit; ich bin gut auf der

Brust, Gott Lob! Sonst ist sie ein arbeitsames, häusliches Weib, und hat keinen Fehler, als daß sie etwas vergißt manchmal. Jetzt hab Geduld ein wenig, sie wird bald fertig seyn; ich muß Fisch theilen gehn, und aufs Feld hinaus.«

Damit stand er auf, und fort. Ich verglich in Gedanken meine heutige Lage mit der von gestern, und nahm mir vor, die guten Leute für ihre freundliche Aufnahme nobel zu belohnen. Jetzt kam auch die Frau wieder herab, und sagte mir, das Bett sei gerichtet. Ich stieg hinauf; die Hälfte des Ehebettes war offen und frisch bezogen. Mit großem Behagen kam ich nun endlich nach zwei Nächten aus den Kleidern; Claudius hatte wohl recht, daß mir ein reines Hemd sehr willkommen war, es war eben nicht fein, aber weich und stark. Ich fiel in die hoch aufgerichteten Flaumen, als wäre ich ins Wasser gefallen, und entschlief auf der Stelle.

Als ich wieder erwachte, lag meine Uhr, meine Brieftasche, meine Wäsche, mein Hammer auf dem Tisch, leider mein Tornister nicht, der war unter Wasser. Ich zog mich rein an und trat ans Fenster; das zu ebener Erde stand an der entgegengesetzten Seite und ging in einen Meierhof. Hier übersah ich den See und die Felsen gegenüber, kein Sonnenstrahl war mehr zu sehen, ich mußte lang geschlafen haben, meine Uhr war abgelaufen, ich fühlte mich sehr gestärkt und stieg hinunter. Die Stube war leer, ich ging hinaus und gelangte auf den Meier-

hof; da trat der Lienhard aus dem offnen Stall: »Ich soll dich hinüberführen zum Herrn.«

»Wo ist denn hier die Hausfrau? ich möchte mich bedanken.«

»Sie kocht, es wird bald Nachtessenzeit werden.«

Ich sah durch ein Fenster Feuer auf dem Herd, und wollte in die Küche.

»Wohin? Da kocht mein Weib für uns Meierleut. Die Eine kocht drüben auf dem Schloß für die Herrenleut.«

»Eben recht, ich bin auch noch dein und deines Cameraden großer Schuldner. »Ich blätterte in der Brieftasche und überlegte, wie weit ich meiner Großmuth freien Lauf lassen könne, um noch mit Ehren nach Innsbruck zu kommen; er aber schlug mir die Brieftasche zu: »Behalt dein Geld; sagte er, was sollen wir mit dem Gelde machen? wir haben unser Lebtag keines gehabt und keins gebraucht.«

Zum Glück fiel es mir ein, ihm die Hand zu reichen und zu sagen: »Nun dann, vergelts Gott!«

»So recht!« sagte er, und lächelte aus seinem Bart heraus, und schlug ein, daß es patschte.

Wie wir aus dem Hofthor traten, blieb ich erstaunt stehen. Neben der Wüste ein so freundliches Thal! Vor allem zog der Wasserfall, mir gerade über, meinen Blick auf sich. Sein Rauschen war keine Windmacherei; breit von steiler Wand herab stürzt er auf einen vorspringenden Fels, schäumt da zu beiden Seiten über, und wogt in zwei getrennten Bächen, aus jungem Wald blinkend, die sanfte Neigung her-

nieder. Einer dieser Bäche läuft rechts rund herum am Fuße des Gebirges, das obenher aus grauen, steilen, vor Nordwind schützenden Wänden besteht, von der halben Höhe an aber in dunkelgrünen Nadelwäldern gegen den Boden sich neigt, der durchaus eine frisch grüne Wiese ist. Quer durch diese Wiese läuft der andere Bach auch rechts herüber. Links steht das Schloß und eine kleine Kirche daneben, beide uralt, und so wie der Meierhof und alle andern einzelnen Häuschen auf mäßigen Anhöhen gebaut. Auf der linken Seite sah man nur Wald, und hier und da ein grüngekröntes Felsstück, hinter dem Schloß war wieder ebener Boden; eine Allee von Apfelbäumen führte durch die Wiese dahin. Im Gehen zeigte mir Lienhard einen aus Holz gebauten Gang, der in gleicher Höhe das Schloß mit dem Meierhof verband. »Da gehen wir,« sagte er, »wenn hoch Wasser oder tiefer Schnee ist. Jetzt aber läutet mein Moidl schon, du kannst nimmer fehlen.« Damit ging er wieder zurück. Ich hörte wohl Töne, doch nicht von einer Glocke. In der Folge lernte ich diese seltsame und wohlfeile Glocke für die Meierleute kennen; es war ein starkes, breites, kurzes Bret, frei aufgehängt, und mit einem daneben hängenden Klöppel geschlagen.

Herr Cassian saß auf der steinernen Bank vor seinem Schloß; er stand auf, als ich ankam: »Gelobt sei Jesus Christus! Schön willkommen Herr Doctor.« Er war gekleidet wie sein Bruder, älter, ernsthafter, und beide trugen Bärte wie die Knechte.

»Erlauben sie,« sagte ich, »meine Bitte nun auch an sie selbst zu stellen.«

»Nicht so, nicht so mit Phrases; gerad heraus reden. Der Bruder hat mich schon berichtet. Setz dich her, Doctor. Nehmen's nicht übel, wir Tiroler sind das Duzen gewohnt, wissen aber derowegen doch, wen wir vor uns haben.«

Nachdem ich mich zu ihm auf die Bank gesetzt hatte, fuhr er fort: »Ich weiß schon, wo's fehlt, hungrig bist; schade daß heut Freitag ist, da wird bei uns kein Fleisch gekocht, morgen auch nicht. Zu Mittag haben wir dich schlafen lassen, du hast gar süß geschlafen, und das war dir das Nothwendigste, jetzt beim Nachtessen werden wir etwas mehr als gewöhnlich haben.

»Ich will gern allen Aufwand reichlich ersetzen, und bitte nur, mich morgen auf die Straße von Innsbruck bringen zu lassen.«

»Bei mir ist kein Wirthshaus, und was Innsbruck betrifft, der Weg ist weit dahin und beschwerlich; mein Bruder geht ohnehin aufs Monat nach Schwatz über Innsbruck, da kannst mitkommen. Lernst derweil unser Thal und unsre Bräuch kennen, ein solches Völkel, wie wir da herin in der Einöd sind, findest in der Welt nicht.«

»Ich hätte nicht geglaubt, so weit von Innsbruck zu seyn.«

»Ja, wenn wir einen Weg gradaus hin hätten. Wir da hinterm Glockner haben aber nur einen einzigen Weg in die übrige Welt, sonst sind wir von

allen Seiten mit Steinwänden umgeben, wo kein Mensch über kann. Mein Großvater hat das schon untersucht, na, und du hast's auch probirt. Dieser einzige Weg führt Innsbruck gerade entgegen, Brixen zu. Da müssen wir über eine steile Höhe hinauf, und auf der anderen Seite wieder hinab auf den Berghof. Bis dahin haben wir einen halben Tag. Der Berghof ist unsre Heimath, wir heißen Berghofer mit dem Zunamen, unser Großvater war dort Bauer, und unser Vetter ist noch drauf; wir halten auch noch zusammen, und bei ihm steht unser Caleßwagen. Von da müssen wir uns noch einen starken Tag in den Bergen herum winden und kommen oben ins Arnthal. Von da müssen wir über Mitwalden ins untere Wippthal, und so an den Inn, über Innsbruck nach Schwatz, das gar nicht weit von uns hier liegt, und wo wir alle Jahr einmal hin müssen. Auf dem Rückweg kaufen wir« —

Jetzt ging ein Fenster ober uns auf, ein Weiberarm langte heraus, und zog ein kleines helles Glöckchen, das außen am Schloß unter dem Vorsprung des Daches hing, etwa eine Minute lang.

»Das geht uns an,« sagte Cassian, »das Nachtessen ist aufgetragen.«

Indem lief eine Frau zum Schloßthor heraus gegen den Meierhof.

»Wohin Clarl schon wieder?« rief er ihr nach.

Sie, ohne umzusehen: »Komm gleich.«

»Ist das die Frau Gemahlinn?«

»S' ist meine Schwester, sie regiert s'Haus,

derowegen heißen die Leute sie jetzt die Frau. Mein Weib ist ferten gestorben, tröst sie Gott.«

Jetzt setzte ein Mädchen heraus wie eine Gemse, und an uns vorüber in die neben der Bank befindliche Gartenthür; einen Augenblick sah sie doch nach dem Fremden her, es waren hübsche Farben in dem Lärvchen.

»Die ist meine Tochter. Das ist so ein alter Hausbrauch bei mir; wie geläutet wird, daß d'Supp auf'm Tisch steht, lauft eins links, eins rechts davon. 'S Weib seliger hat's nicht besser gemacht. Mein Bub der Blasi, und der Bruder sind auch noch nicht da, und der geistliche Herr Vetter kommt schon.«

Damit stand er auf, und ich sah auf dem Weg von einem am nahen Wald links neben der kleinen Kirche stehenden Haus langsamen aber festen Schrittes einhergehn eine lange Gestalt, in schwarzem Talar, mit niederm breiten an den Seiten etwas aufgekrempten Hut, ein spanisches Rohr mit silbernem Knopf in der Hand, Haar und Bart schneeweiß, nicht ohne Roth das Gesicht voll Frieden und Güte. Cassian hatte schon von weitem seinen Hut abgenommen, ich that deßgleichen, wir traten ihm entgegen; auf einen Flug sah ich die Tochter mit einer Hand voll Grünzeug ins Thor zurück springen. Cassian küßte dem Pater die Hand und ich machte meine Verbeugung; er legte seine flache Hand auf mein Handgelenk und hielt mich: »So viel ich mir habe erzählen lassen, Herr Doctor, wenn unsre Leute

sich mit dem Zerhacken des Fisches nicht aufgehalten hätten, würden sie in wenigen Tagen ohne möglichen Beistand einen schmerzlichen Tod gestorben seyn, denn vor künftigen Donnerstag Nachts kommt niemand wieder in den See. Es geschieht mir hart daran zu denken; Gott Lob, daß wir sie gesund hier haben.« Jetzt drückte er mir die Hand und ließ mich los. Vor dem Thor blieb er stehn, und fuhr gegen mich fort: »Glücklich die Menschen, die sich einer besondern Gnade Gottes erfreuen! Ich kann mir vorstellen, mit welchem überströmenden Herzen sie Gott dafür gedankt haben werden.«

Er sah mich dabei freundlich aber scharf an. Der Arm fuhr wieder zum Fenster heraus und stürmte an der Glocke. Das ersparte mir die Verlegenheit einer Antwort, denn es war nichts von Danksagung passirt.

»Die Base Crescentia ruft uns alles Ernstes,« sprach der Pater und zog voran ins Schloß, die Stiege hinauf in den Speisesaal. Die Tochter war bereit, ihm Hut und Stock abzunehmen. Das zweite Läuten schien das Signal zu seyn, daß der geistliche Herr bereits gekommen, denn schnell hinter einander kam der Bruder und der Sohn und bald darauf auch die Schwester fast außer Athem. Nur das männliche Geschlecht küßte ihm die Hand, das weibliche machte bloß eine Verbeugung, er dankte jedem mit zwei Fingern und freundlicher Kopfneigung. Er stellte sich oben an der Tafel und sprach laut ein Tischgebet; das Amen sprachen alle. Mir wurde der

erste Platz an seiner rechten Seite angewiesen, übrigens saßen die Männer rechts, die Frauen links; Crescentia kam erst mit der zweiten Speise, ihren leer gelassenen Platz mir gegenüber einzunehmen und die Suppe nachzuholen. Die zweite Speise war wohl insbesondere für mich gemacht; es nahm niemand davon, und wie sie herum war, stellte man sie wieder vor mich hin, ich aber war zu Kräften gekommen und ließ mirs schmecken. Der Pater war so gefällig mich zu unterhalten, während ich mein Solo aß.

»Sie wissen, werther Gast,« fing er an, »wohl noch gar nicht, wo sie sich befinden? Das ist Schloß Einöd, und das ganze sammt dem Bergsee von Felsen umschlossene Thal gehört eigenthümlich dazu. In alter Zeit, als noch wilde Völker das Land durchstreiften, war dieses Schloß mit seinem Thurm, durch den sie hereingekommen sind, ein Zufluchtsort ohne gleichen, um sich und die seinigen in Sicherheit zu bringen, und so viel man weiß, haben Herrn von Einöd durch Jahrhunderte hier ihren Wohnsitz gehabt. Was ich ihnen sage, habe ich aus dem Munde meines Vaters, der Advocat in Innsbruck war, wo ich auch geboren bin.«

Der Pater nahm eine Prise gelben trocknen Tabaks, und ich ergriff die Gelegenheit, von der Speise, die ich nicht nennen kann, aber gut fand, noch einmal zu nehmen.

»Schieb mir auch den Zelten her, Clarel,« sagte Claudius, »ich muß dem Doctor doch Gesellschaft leisten.«

Es geschah und alle lachten: »Das ist wahr,« sagte Cassian, indem er seinem Bruder ein tüchtiges auf die Schulter gab, »der Claudi ist ein ganzer Mann, er laßt einen nicht sitzen beim Essen, noch weniger beim Trinken. Aber du hast dir noch gar nicht eingeschenkt, Doctor.«

Dieses kurze Gespräch unterbrach ein leises Husten des Geistlichen; alles schwieg, er fuhr in seiner Rede fort, und ich in meinem Duett mit Claudius.

Erzählung

des alten Geistlichen von der Entstehung der jetzigen Gemeinde im einsamen Thal.

»Mein Großvater war ein wohlhabender Bauer nicht weit von hier; er hatte drei Söhne und eine Tochter, welche die älteste seiner Kinder war und an einen Kohlschreiber Namens Gassler in Schwatz verheirathet wurde, wo ihre Nachkommen noch leben. Zwei seiner Söhne ließ er studieren, wovon der ältere mein Vater war, den dritten behielt er beim Haus.

Mein Vater hatte im Knabenalter von seiner Großmutter erzählen gehört, es sei vor alter Zeit ein Schloß und eine Kirche in der Nähe gewesen, vor mehr als hundert Jahren aber seien die Leute alle weggezogen, Schloß und Kirche verschwunden, und man könne sie nicht mehr finden. Mein Großvater bestätigte das, indem laut seinen alten Gabenbücheln der Berghof von seinen Gründen Zehent an die Kir-

che zu Einöd geben mußte, bei seines Vaters und Großvaters Lebzeiten aber niemals Jemand gekommen sei, den Zehent zu fordern. Die drei Knaben plagte die Neugier; so oft sie konnten, durchstreiften sie das Gebirge in verschiedenen Richtungen, doch Schloß und Kirche blieb verschwunden. Als die älteren beiden zum ersten Mal aus den Studien in Innsbruck in die Herbstferien nach Haus kamen, erzählte ihnen der jüngste, es habe das ganze Frühjahr und den halben Sommer nicht geregnet, und die Weide sei ganz ausgebrannt; da habe der Vater einen Knecht über die hohe Alpe hinüber geschickt, um nachzusehen, ob man das Vieh nicht auf die Schattenseite treiben könne, wo doch etwas Weide geblieben seyn müsse, und er habe dürfen mitgehen mit seiner Büchse, wenn etwa Gemse oder Steinbock zum Schuß käm. Sie hätten da nichts gesehen als steiles Gestein, und unten einen See; ihm, dem jüngsten Bruder sei aber vorgekommen, als sähe er jenseits des Sees hinter alten Bäumen etwas, wie einen niedern Thurm, er habe nichts davon gesagt, sondern mit dem Fund auf die Brüder gewartet.«

Während dieser Erzählung des Geistlichen war Frau Crescentia leise nach der Küche gegangen, und kam mit einer Schüssel zurück, die sie oben vor uns hinsetzte. Es war ein handhohes Mittelstück von einem Fisch, auf dem Rost gebraten.

»Dergleichen Wols ist uns hier noch nicht vorgekommen,« sagte der Geistliche.

»Der Lienhard und der Seppl haben sich völlig gefürcht davor, wie sie ihn gefangen haben,« berichtete Claudius, »84 Pfund hat er gewogen, der Sacra.«

»Die Limonien hast doch vergessen Cenzy,« sagte Cassian. Indem Crescentia den Stuhl rückte, sprang die Burgerl auf, und kam bald wieder mit zwei Citronen. Der Geistliche warf ihr einen beifälligen Blick zu, und die Freude darüber verschönerte das angenehme Gesichtchen. Clara schnitt eine Citrone entzwei für den Geistlichen und mich. Cassian ergriff die andre: »Was meinst, Doctor, wo ist epper (etwa) das Ding gewachsen?«

»In Italien sollt ich denken.«

»Hier in der Einöd ist es g'wachsen in unserm Garten. Du wirst dich verwundern, was dir da meine Schwester für eine Gartnerinn ist.« Damit schnitt er seine Citrone von einander, behielt eine Hälfte für sich und seinen Bruder, kollerte die andere seiner Schwester über den Tisch zu. Der Pater nahm nur ein ganz kleines Stück vom Fisch, und gab die Citrone seiner Nachbarinn. Ich zeichnete mich durch das Gegentheil aus. Die Schwester aß ihren Fisch erst als er kalt war, denn sie ergriff die Gelegenheit von dem Garten zu sprechen, und wie sie vom Vetter Franz gelernt habe, Reben und Obstbäume ziehen, pflegen, beschneiden, äugeln, pelzen (pfropfen); wie sie in Botzen und Meran

kein besseres Obst haben als sie, nur die Rosmarinäpfel wollten ihr nicht recht fort; Spargel jedoch, grüne Erbsen, Artischocken, — »Melonen!« fiel Cassian dazwischen ein, habe sie so früh als der Bischof von Brixen unten selber. Jetzt machte sie sich über ihren Fisch, denn der Pater hatte sein Besteck mit einigem Klang auf den zinnernen Teller gelegt, sonst das Zeichen zum nahen Aufbruch; Er aber winkte ihr sich Zeit zu lassen, und fuhr fort in seiner Erzählung.

»Mein Vater und seine Brüder erwirkten bei dem Großvater die Erlaubniß, über Nacht auszubleiben, um Schloß Einöd und die Kirche aufzusuchen, denn der Blasius habe im Sommer jenseits des Grathes von weitem einen Thurm entdeckt. Sie nahmen Kugelbüchsen mit, Brot, Käse, Wasser in einem Flaschenkürbis, einen großen Hund und eine Hacke (Beil). Mühsam und erst gegen Abend erreichten sie den Thurm. Sie mußten viel Gestrüpp niederhauen, um an die enge Pforte zu gelangen. Die morsche Thür zerfiel auf einen Streich; sie traten in ein Gewölb inmitten der dicken Mauern, das links ganz offen war, und wovor ein dichter Wald ihnen alle Aussicht benahm. Sie suchten eine Höhe zu gewinnen, stießen aber rechts an einen starken Bach, der sich mit Geräusch unter eine Felsenwand stürzte; links hemmte sie ein zerfallenes hölzernes Gebäude. Sie wagten, an den Trümmern hinauf zu klettern, die vermodert nach einander unter ihnen einbrachen. Doch hatte Blasius den Wasserfall, und mein Va-

ter den mit Schiefer gedeckten Thurm des Kirchleins entdeckt. Sie wußten nun die Richtung, die sie gegen dieses zu nehmen hatten, und fanden den Weg durch den Wald. Das Kirchendach war auch von Schiefer, die Thür verschlossen. Sie wollten aus schuldiger Ehrfurcht nicht die Thür einschlagen, und wußten wohl, wie eine Kirche inwendig aussehe; auch sahen sie ganz nahe vor sich das Schloß, wohin der gebahnte Weg nur mit hohem Gras bewachsen war. Auch hier das Dach in guten Stand wie auf der Kirche, die kleinen sechseckigen Fensterscheiben aber ganz erblindet und dick bestäubt, vor der Thür, welche erst nach mehreren Streichen wich, eine steinerne Bank. Staub und stinkende Luft wallte ihnen entgegen, doch gingen sie hinein; sie athmeten hart, eine Bangigkeit ergriff sie, der Hund wollte nicht nach, sie riefen ihn, er kam, doch schnell lief er mit Geheul wieder zurück. Der Pater bemerkte mein Lächeln, und unterbrach sich, der Hund konnte die in der Tiefe gelagerte Luft gar nicht athmen, die roch er, und deßwegen wollte er nicht hinein, und sprang heulend zurück, als er gehorsamt hatte. Es geht Alles natürlich zu, Herr Doctor. Die jungen Leute geriethen in eine verzeihliche Angst und liefen dem Hund nach, der denselben Weg durch den Wald, auf dem sie gekommen waren, leichter zurück fand, als einer von ihnen es können hätte. Unter dem Gewölbe des Thurmes war frische Luft, und sie erquickten sich mit ihrem Vorrath. Die Nacht brach an, sie legten sich neben einander hin auf die

Erde, sie waren müde, gesund und satt, schliefen also bald; und ich denke, es wird für uns auch Zeit dazu seyn.«

Er stand auf, alle mit ihm, er betete wieder vor, dann grüßte er mit seinen zwei Fingern rund herum. Was männlich war, oder wie die Tiroler sagen, die Mannerleut küßten ihm wieder die Hand. Er trat ans Fenster, ich folgte ihm; es war noch helle genug, um den Silberglanz des Wasserfalls in den letzten Strahlen der scheidenden Abendsonne zu bewundern; aber von Moment zu Moment stiegen schon graue Schatten aus der Tiefe. Mit der Thurmglocke des kleinen Kirchleins wurde ein kurzes Zeichen gegeben, und aus den zerstreuten Häusern am Fuße des Gebirges rund umher traten Männer, Weiber und Kinder, und zogen auf verschiedenen Wegen durch den grünen Wiesenplan über die kleinen Brücken der Kirche zu.

»Warum kommt des Zimmermanns Tochter nicht mit?« fragte der Pater.

»Ich habe sie ins Bett geheißen,« sagte Cassian, »und ihr Krebsaugen mit Weinstein gegeben; sie hat einen Puls wie ein Sensenhammer. Ich werde sehen, wie es morgen ist.«

»Wenn's nicht besser ist, sag mirs, dann will ich sie besuchen; jetzt aber gehen wir.«

Er nahm Hut und Stock, womit Burgerl in Bereitschaft stand, und wir folgten ihm zur Kirche. Dort trat er hinter den Altar, und der junge Bla-

sius mit ihm. Die ganze Bevölkerung des Thales hatte Raum in der Kirche, rechts die Mannerleute, links die Weiberleute. Bald kam der Knabe wieder, im weißen Chorrock, und gab ein Zeichen mit dem Glöcklein, hinter ihm der Geistliche in Rockett und Stola. Er kniete auf einen Betschämel unter den Altarsstufen hin, und betete die Allerheiligen-Litanei vor, an deren Schluß er zu dem Altar hinauf stieg, und den Segen mit dem Ciborium gab. Darauf entfernte sich Alles bis auf uns Schloßleute, die ihn zu seinem nahen Häuschen begleiteten.

Cassian wies mir mein Zimmer an, das im zweiten Stock war. Das Schloß war klein, viereckig, ohne Hof, mit steilem, in eine Spitze zulaufenden Dach. Im zweiten Stock ging der Saal durch und durch, hatte oben und unten ein Doppelfenster, und auf jeder Seite zwei Zimmer. Im ersten Stock hatte man eine Kammer davon abgetheilt, um aus derselben den ungeheuren Ofen des Saales, und die zwei nächsten Zimmer zu heitzen. Hier wohnte auf einer Seite Cassian mit seinem Sohn, auf der andern die Schwester mit seiner Tochter. Die Küche war zu ebener Erde. Wie wir in mein Zimmer traten, sagte mir der Hausherr: »Deine Wäsche kannst erst morgen kriegen.« Da meine Uhr stand, fragte ich ihn, um die Zeit. »Wenn du Betläuten hörst, ist's 7 Uhr! Gute Nacht!« sagte er, und verließ mich.

Es war die Schneiderstunde; zu dunkel, um mir mein Zimmer recht zu besehen, aber noch einla-

dend zum Fenster. Ich hatte deren drei, eines gegen Westen, zwei gegen Norden. Mich zog es an diese, wo ich den Wasserfall sah; doch mehr interessirten mich jetzt die auf dem Abhang zerstreuten Häuser mit ihrem Gärtchen daran. Die Leute saßen vor der Thür, die Ruhe genießend, die Männer mit der kurzen Tabakspfeife im Munde, die Weiber mit den Kindern um sich. Jetzt ertönte die Kirchenglocke; Alles stand auf, legte die Tabakspfeifen weg, stellte die Kinder in Ordnung, machte das Kreuzzeichen, faltete die Hände und betete. Mir war leid, daß ich dieses kurze, dreimal des Tages übliche Gebet nicht mehr auswendig konnte, ich hätte wahrhaftig mitgebetet. Ich zog indessen meine Uhr auf, und richtete sie auf 7 Uhr. Nach dem Gebet gingen die Leute alle in ihre Häuser und schlossen die Thüren. Ich sah noch eine Weile zum Fenster hinaus; die Nacht legte sich früh in dieses tiefe Thal, ein angenehmer Westwind brachte den Geruch des Nadelwaldes vorüber, Sterne wurden nach einander sichtbar. Ich dachte lange Zeit nichts, endlich schwebte mir das Bild der jungen Walburga vor den Augen; das Köpfchen hatte drei Farben trotz den Französischen, ein entschiedenes rosenroth auf weißem Grund und schwarzes feines Haar, ein paar runde, etwas vorliegende, braune Augen guckten frisch und freundlich und neugierig in die Welt; der Wuchs nicht groß, war durch die Tirolerkleidung nicht sowohl entstellt als verdeckt, doch flink war sie auf ihren stämmigen Beinen, und überhaupt sehr beweglich in ihren wei-

ten Hemdärmeln; das ganze Wesen ungefähr 18 bis 19 Jahr alt. Dieses Bild beschäftigte mich, bis kalte Nebel aus dem dicht bewachsenen Boden aufstiegen; da zog ich mich zurück und machte das Fenster zu. Obschon ich diesen Tag viel geschlafen, und jetzt nicht die geringste Neigung dazu hatte, sah ich doch, daß es hier nicht üblich sei, Licht auf das Zimmer zu bringen, auch regte sich nichts mehr im Hause; es blieb mir also nichts übrig als zu Bette zu gehen. Auf gut Glück stellte ich meine Stiefel vor die Thür, die von der dreitägigen Campagne nicht das beste Ansehen hatten. Ich weiß nicht, wie lange ich darüber nachgedacht habe, daß mich gleich einem zweiten Theuerdank der Fürwitz und der Unfall unter Leute geführt hatte, die mich bis zum nächsten Monat in einer gastfreundlichen Gefangenschaft hielten, und deren Existenz mir etwas Geheimnißvolles zu haben schien, woraus mir noch manches Abenteuer entstehen könne.

Als ich erwachte, war es 6 Uhr vorüber, zu meiner Verwunderung im Hause alles still; ich öffnete das Fenster von gestern, kein Mensch weder auf der Wiese noch bei den Häusern; ich sah nach meinen Stiefeln, sie waren rein gemacht und geschmiert, auch meine Kleidung war gebürstet und lag anders, als ich sie gestern gelegt hatte. Ich zog mich an, und betrachtete nun mein Zimmer erst genau bei hellem Tage: es war ganz getäfelt mit Eibenholz von oben bis unten und bis in die Fensterbrüstung, der hölzerne Sturzboden hatte zierliches

Schnitzwerk, der große Ofen war von grünen Kacheln zusammengesetzt und gelbe Blätter und Blumen darauf eingebrannt, mein Bett war ein Himmelbett mit einigem Schnitzwerk, alles himmelblau und roth angestrichen, in diesem Geschmack auch drei ungepolsterte Stühle, der Tisch von Zirbenholz mit derben Füßen schien eine neuere Arbeit. In Erwartung, daß das lange schlafende Volk erwache, öffnete ich mein Fenster gegen Westen; hier übersah ich den Garten, der sich hinter dem Schloß ausbreitete, und es auf beiden Seiten umgab, drüber hin links geschlossener Wald, rechts ebenes Ackerfeld, so weit ich sehen konnte. Ich hörte reden und begab mich zum andern Fenster, wo ich die Leute wieder auf den schmalen Wegen durch die große Wiese zu ihren Häusern zurückkehren sah. Jetzt merkte ich wohl, daß nur ich es war, der die Messe verschlafen hatte, und eilte hinab meine Wirthsleute zu grüßen. Es war Niemand auf dem Saal; ich ging ein paarmal auf und nieder, da kam Blasius gesprungen:

»Aha!« sagte er.

»Was solls?« fragte ich.

»Nix!« Damit sprang er wieder hinunter.

Nach dieser fünfsilbigen Unterredung währte es nicht lange, so begriff ich, daß er abgeschickt worden war, nachzusehen, ob ich noch schlafe, denn Burgerl kam mit Chocolate und mit einer Serviette unterm Arm, die sie mir auf den, in der Mitte des Saales feststehenden Tisch aufbreitete, und einen

Stuhl dazu rückte: »Guten Morgen wünsche ich dir, und Gott gesegn dir's Frühstück.«

»Warum denn Ich ganz allein?«

»Wir waren schon vor der Messe daran, und unser Plenten (Polenta) würde dir nicht schmecken; der geistliche Herr Vetter aber trinkt Chocolate, und kocht sie sich selbst, so haben wir das Ding immer im Haus.«

»Und wer hat diese Chocolate gekocht.«

»Die Bas' Clarl, die kann Alles, sie hat nur selten Zeit.«

»Burgerl!« tönete es von unten herauf.

»Komm schon!« rief das Mädchen, und rollte wie ein Würfel die Stiege hinunter.

Als ich gefrühstückt hatte, und mich im Hause ganz allein fand, ging ich auch hinab, und in den Garten, wo ich Clarl und Burgerl beschäftiget antraf. Ich schien der ersteren willkommen, denn sie nahm mich gleich an der Hand, und führte mich zu ihren Citronenbäumen, die sehr frisch und gesund da standen. »Diesen Baum,« sagte ich, »der Früchte von verschiedenem Alter und die überaus angenehm duftenden Blüthen zugleich hervorbringt, liebe ich sehr, noch mehr die verwandte Orange.«

»Ich habe sie auch, stelle sie aber mit Fleiß weit weg von den Limonien, damit nicht so etwas passirt, wie wenn man Gurken und Melonen nahe neben einander hat. Komm nur mit.«

»Da sind ja auch Lorber.«

»Gar gut zu brauchen in der Küche.«

Wir kamen zu den Orangen, und aus einem dieser Lieblingsbäume lachte mich Walburgens Köpfchen an. Sie reinigte, auf einem Schämel stehend, die Orangenblätter.

»Es kostet Mühe,« sagte Clara, »und Sorgfalt, wenn diese Bäume gesund erhalten werden sollen. Es legt sich Staub auf die Blätter und Spinnengewebe, da kann Regen, Thau, Luft nicht darauf wirken. Den Schnitt muß man auch verstehen, und die rechte Zeit, sie in's Glashaus zu bringen, es fällt oft früh Schnee bei uns. Im Glashaus darf man wieder nicht zu viel noch zu wenig thun mit gießen und heitzen, und sich nicht damit heraus wagen, bis die Quitten blühen.«

»Ich bewundere, verehrte Frau, ihre Kenntnisse; ich habe doch Naturgeschichte studiert, müßte aber noch bei ihnen in die Schule gehen.«

»Frau bin ich nur für die Dienstleute, übrigens bin ich eine Jungfer, Gott sei Dank. Und rede nicht so fremd mit uns, sondern dutz uns, wie wir dich dutzen.«

Sie begleitete diese Erinnerung mit einem sehr freundlichen Blick; zugleich ward ich erst heute, da sie sich um mich bewegte, auf ihre Figur recht aufmerksam, und es ward mir klar, daß sie in ihrer Jugend eine überaus anziehende Schönheit gewesen seyn müsse. Ich fand das Dutzen von meiner Seite auch natürlicher, fragte also:

»Wie ist denn das wohl gekommen, daß du nicht geheirathet hast?«

»Ich habe nie Zeit dazu gehabt, und die Wahrheit zu sagen, ich habe jetzt auch nicht Zeit länger mit dir zu schwatzen. Morgen ist Sonntag, da kann dir die Burgerl den ganzen Garten auszeigen; jetzt aber kannst du nichts gescheidteres thun, als den geistlichen Herrn Vetter besuchen, er wird mit seinem Vormittagsbrevier fertig seyn.«

Ich ging; sein hölzernes Haus bestand in einem kleinen, gegen Mittag gelegenen Zimmer, daneben eine noch kleinere Kammer mit einem Fenster gegen Morgen, die Möbeln von Tannenholz, offenbar eine Arbeit des Zimmermanns, waren eben so wenig zahlreich als zierlich. Er stand am Fenster, quetschte Hanfsamen und füllte ihn in ein graues Säckchen, grüßte mich aber auf seine geistliche Weise freundlich, und setzte hinzu: »Ich bin gleich fertig, meine Gäste warten schon, es wird sie nicht reuen, mich in den nahen Wald zu begleiten.« Mit zwanzig Schritten waren wir im grünen Schatten, Singvögel umflatterten uns, und freudige Töne erschallten aus ihren Kehlen. Wir kamen zu einem kleinen Platz, wo der Boden sorgfältig von allem Grase gereiniget war; dort streute er seinen gequetschten Hanfsamen aus, den er in dem Säckchen mitgetragen. Nicht weit davon setzte er sich auf eine kleine Bank, wo ich kaum neben ihm Raum hatte. »Nun wollen wir sehen,« sagte er, indem er mich niederzog, »wie meine Gäste zugreifen.«

Mit einer Art väterlichen Vergnügens sah der Greis den kleinen Thierchen zu, wie sie von den

nächsten Zweigen nach einander sich herabwarfen, laufend nach allen Seiten sich drehten, die ausgestreuten Körner aufpickten, damit einzeln oder in kleinen Gesellschaften aufflogen, etwas zwitscherten, wieder herab kamen, rannten und suchten, in munterer Geschäftigkeit eines über das andre hüpften, inzwischen aus der nahen Quelle nippten, und endlich, nachdem sie table nette gemacht hatten, wie zur schuldigen Danksagung auf allen Bäumen umher in vollem Chor sangen.

»Es ist nur Schade,« sagte ich, um meine naturhistorische Gelehrsamkeit aufzuführen, »daß das Zugvögel sind, die im Herbste ein wärmeres Klima aufsuchen; im Winter wäre ihre Gesellschaft am angenehmsten.«

»Wenn auch Zeisige und Finken mancher Art wandern, bleiben doch andre.«

»Ja Spatzen.«

»Die haben wir gar nicht. Aber der Grünling bleibt, der Aemmerling, die Meisen, die Rothkelchen. Im Winter steht ein Tisch vor meinem Fenster, und ich streue ihnen täglich ihr Futter; es fehlt mir da gar nicht an Gesellschaft. Jetzt aber lassen sie uns einen Gang durch den Wald thun, wo zu einem Spaziergang in der heißen Zeit die Wege gebahnt sind. Ich will fortfahren, ihnen von unserer seltsamen Colonie einen deutlichen Begriff zu geben. Wo bin ich gestern in meiner Erzählung geblieben?«

»Wie ihr Vater und seine Brüder Schloß und Kirche fanden und die Nacht im Thurm schliefen.«

Fortsetzung der Erzählung des alten Geistlichen.

»Nun der Großvater freute sich, daß diese Gebäude wieder gefunden waren, von deren Verschwinden allerhand gefabelt worden, was die Leute in abergläubische Angst setzte. Nach wenigen Tagen ging er mit seinen Söhnen selbst hin; sie stiegen auf den Saal hinauf, tiefe Fußstapfen drückten sich im Staub ab, ganze Tücher von Spinnengewebe hingen herum, alle Zimmer und Kammern waren fest verschlossen. Da dachte der Großvater, die Leute seien von diesem Schlosse nicht in der Absicht weggezogen, um es auf immer zu verlassen, es werde wohl etwa einmal, früh oder spät, einer mit den Schlüsseln wieder kommen; für ihn sei da nichts zu thun, als das Schloßthor, so gut es anging, wieder herzustellen. Als dieß geschehen war, verbot er seinen Söhnen etwas von dem aufgefundenen Schloß in Innsbruck zu sagen; er hatte nicht Lust Zehent zu einer Kirche zu entrichten, die für niemand auf der Welt da war, denn auf den Berghof kam ohnehin alle drei Jahre ein anderer Franciscaner, der in der Capelle Jahr aus Jahr ein den Gottesdienst hielt, und alle Functionen eines Pfarrers besorgte.

So blieb es viele Jahre, und es war keine Rede mehr von dem verschwundenen Schloß; seitdem es aufgefunden war, hatte es für den gemeinen Mann kein größeres Interesse als irgend eine andere Ruine.

Die zwei studierenden Berghofer hatten sich zu ihrem vertrauteren Umgang besonders drei Mitschüler ausgewählt, einen Tiroler aus Taufers, das vorzüglichste Talent vor allen, und zwei Vorarlberger, aus Feldkirch und aus Pludenz, beide mittelmäßige Talente, doch liebenswürdige Charaktere mit einer Anlage zur Schwärmerei. Aus den Ferien vor dem letzten Gymnasial-Jahre brachte der Feldkircher die »Insel Felsenburg« mit; die älteste Dichtung von einer im weiten Weltmeer entdeckten unbewohnten Insel, die Mutter zu Robinsohn Crusoe und allen übrigen dergleichen. Das Buch wurde schnell unter den fünf Cameraden herumgeliehen und mit größtem Vergnügen gelesen. Die damals ganz neue Idee begeisterte die jungen Leute, und besonders drangen die Vorarlberger darauf, man müsse auch eine unbewohnte Insel aufsuchen, um da ein stilles, glückliches Leben zu führen. Die fünf jungen Freunde kamen in ihren freien Stunden immer zusammen, und von nun an war es ihre liebste Unterhaltung, sich das Leben auf der Insel umständlich auszumalen, und die Vorbereitungen zu überlegen. Die Hauptsache schien ihnen ganz leicht; es kam nur darauf an, der Etsch nach zu gehen, sich dann nach Venedig hin zu wenden, auf ein Schiff zu begeben, an einer unbewohnten Insel den nöthigen Schiffbruch zu leiden, sich sämmtlich glücklich zu retten, während das rohe betrunkene Schiffsvolk zu Grunde ging, aus den Trümmern des Schiffes alles Nöthige ans Land zu bringen, und so weiter. Die Frage, was

alles mitzunehmen nöthig seyn würde, beschäftigte sie mehrere Wochen. Sie verfielen endlich auf die Nothwendigkeit, daß jeder nebst dem Ackerbau auch ein Handwerk gelernt haben müsse. Der Pludenzer war der Sohn eines Schmiedes und erklärte sich sogleich für dieses Handwerk. Mein Vater wollte ein Maurer werden, und sein Bruder Chrisant ein Tischler; wurden jedoch beide angewiesen bessere Wahl zu treffen, denn man brauche nur hölzerne Häuser und solches Hausgeräthe, das wohl ein Zimmermann auch werde verfertigen können. Der Feldkircher erklärte sich für den Zimmermann als den nöthigsten von allen, und nachdem er diesem Handwerk eine große Lobrede gehalten, setzte er in seinem Eifer hinzu, im Winter werde er, wie es ohnehin der Brauch sei, die Kinder in Lesem, Schreiben und Rechnen unterrichten. Großes Gelächter entstand darüber, daß er von Kindern sprach, während man an Weiber noch nicht gedacht hatte. Da sie jetzt zur Sprache kamen, erkannte man auch ihre Nothwendigkeit; indessen, da Jahre vergehen mußten, ehe jeder den Ackerbau und sein Handwerk gelernt hatte, verschob man es bis dahin, eine Gefährtinn zu wählen. Noch nöthiger als der Zimmermann schien dem Tauferer ein Priester, und da er gute Hoffnung hatte bei den Jesuiten aufgenommen zu werden, so hielt er sich zum Priester auf der Insel berufen. Mein Vater wählte nun mit Beifall den Müller, und sein Bruder Chrisant, nachdem er mit dem Schneider und dem Weber, deren Geschäfte den Weibern zugewiesen wor-

den, nach einander durchgefallen war, endlich den Töpfer. Nachdem dieses festgesetzt war, ging es über das Regiment oder die Verfassung der Insel her; man ist niemals besser aufgelegt, Constitutionen auszudenken als mit 16 — 17 Jahren. Es kamen allerhand, mitunter seltsame Gedanken zum Vorschein, wie es von jungen Leuten ohne Erfahrung zu erwarten stand. Der erste Vorschlag, den der Pludenzer machte, war: es sollten alle mit einander Regenten, und zugleich auch Unterthanen seyn. Die Tiroler, als freie Leute, nahmen großes Aergerniß an dem Worte Unterthan und verwarfen durch Mehrheit der Stimmen den ganzen Vorschlag. Nach Debatten von vielen Tagen kam man dahin überein, einer müsse regieren. Der Feldkircher meinte, das müßte immer der älteste seyn, allein, da er selbst der älteste war, wurde er nur ausgelacht. Man verfiel endlich darauf, der Regent müsse gewählt werden, jedoch, da die Idee einer Republik und die Lust zu herrschen allen gemein war, wurde festgesetzt, der Regent müsse alle Woche austreten und neu gewählt werden. Uebrigens glaubten sie an den zehn Geboten Gottes Gesetze genug zu haben, wenn nur diese gehalten würden; und es wurde niemand erlaubt, Bücher mitzunehmen. Der Pludenzer meinte sogar, man sollte weder Papier noch Tinte mitnehmen, fand aber keinen, der ihm beistimmte.

Fünfzehn Jahre nach diesem kindischen, doch unschuldigen Zeitvertreib war mein Vater Advocat in Innsbruck, mein Oheim Chrysant, kaiserlicher Beam-

ter bei den Goldbergwerken in Kärnthen, der Pludenzer, bei dem es mit dem Studieren ohnehin schlecht genug gegangen war, hatte des Vaters Handwerk ergriffen und lebte seit dessen Tod als Schmidmeister in Pludenz. Der Feldkircher hatte sich mit solcher Vorliebe in die Existenz als Zimmermann hineingedacht, daß er alles, was von Elementar-Mathematik und Physik sich auf dieses Handwerk beziehen ließ, mit größtem Fleiße studierte, alle übrigen Gegenstände des zweijährigen philosophischen Cursus aber vernachlässigte. Damit fielen die Zeugnisse so schlecht aus, daß er hätte repetiren müssen, wenn er weiter studieren wollte. Dazu hatte er keine Lust, sein Vater ein Kaufmann, erschrack dagegen bei dem Gedanken, daß sein Sohn ein Zimmermann werden sollte. Ueber sein inständiges Bitten jedoch, und über die Vorstellung, das Handwerk des Zimmermanns sei nicht nur das älteste, sondern zugleich das nützlichste und edelste; er baue warme, gesunde, wohlfeile Häuser, Wassermühlen und Windmühlen, Stämpfe und Hammerwerke; was der Maurer immer baue, die Arbeit des Zimmermanns komme obendrauf; das Menschengeschlecht wäre bei der Sündfluth untergegangen, hätte Noe keinen Zimmermann gefunden; die halbe Welt wäre ohne Schiffe unbekannt geblieben, und aller Handel nur mühsam und beschränkt; Christus der Herr habe dieses Handwerk geweiht und geadelt, indem er seine Jugendjahre in einer Zimmermanns Werkstatt zubrachte; der heilige Joseph sei ein Zimmermann gewe-

sen, wie viel andere Handwerker könnten denn einen Heiligen aufweisen? Ueber alle diese, mit großem Eifer vorgetragene Gründe bewilligte sein Vater, daß er sich in die Lehre begab, und versorgte ihn, als er ausgelernt war, mit Geld, um sich einen reichlichen Vorrath an Bauholz anzuschaffen. Als mein Vater Advocat wurde, war der Feldkircher eben Stadt-Zimmermeister zu Innsbruck geworden, und weit und breit berühmt als der gelehrte Zimmermann. Er hat mir als Knaben das Alles mehrmals erzählt. Bald nach dem Feldkircher kam auch der Jesuit P. Rauter, so hieß der Tauferer, der inzwischen in Gratz gewesen, als Professor der Mathematik nach Innsbruck, und so hatte mein Vater an seinen ehemaligen lieben Schulcameraden nun zwei werthe und treue Freunde. Des Jahres einmal erbat sich mein Oheim wohl auch kurze Ferien und kam zu uns herauf, und an den zwei Haupt-Jahrmärkten fehlte Meister Schmid von Pludenz niemals.

Es war zu Anfang des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts, daß ein Herr Ignaz von Einöd aus Kärnthen nach Innsbruck kam, und sich um den Weg nach Schloß Einöd erkundigte. Er wußte anzugeben daß es hinter dem Glockner liege. Dieser 2000 Klafter hohe Berg gehört zu Kärnthen, und ist nur von dort aus zu besteigen; vergeblich hat man versucht, einen Weg nach Tirol oder Salzburg herab ausfindig zu machen, obwohl die ungeheure Basis des Berges sich in beide Länder erstreckt. Nach vielem fruchtlo-

sen Fragen wurde Herr von Einöd an meinen Vater gewiesen, als einen Mann, der in jener Gegend geboren war. Groß war die Freude des Herrn Ignaz, als er hier erfuhr, daß das Schloß noch wohl erhalten sei, und daß mein Vater ihn dahin begleiten könne. Nach den Documenten, die er bei sich hatte, war im Jahr 1528, als die Türken in Kärnthen eingefallen waren, ein Erasmus von Einöd, Witwer ohne Kinder, mit allen seinen Leuten dem dort begüterten Vetter Mansuet zu Hülfe gezogen. Die Türken wurden noch im Herbst aus Kärnthen hinaus geschlagen; Erasmus blieb den Winter über bei seinem Vetter Mansuet. Im folgenden Jahr 1529 zog der große Soleimann mit gesammter Macht gegen Wien, die Provinzen wurden zur Hülfe aufgefordert; da Mansuet Weib und Kinder hatte, stellte er nur die entbehrlichen Leute, mit welchen und den seinigen Erasmus nach Wien marschierte. Die Kärnthner erwarben ausgezeichnete Ehre bei jener denkwürdigen Belagerung, verloren aber auch viele Leute; Erasmus, selbst verwundet, kam mit wenigen Leuten zu seinem Vetter zurück. Er fühlte sein Ende heran nahen, und setzte diesen nächsten Verwandten zum Erben von all seinem Hab und Gut ein. Gleich darauf brachen die Religionsunruhen aus; beinahe der ganze kärnthnerische Adel bekannte sich zur Lehre Luthers, die Tiroler aber blieben fest katholisch; unter diesen Umständen war es für die lutherischen Herrn v. Einöd nicht rathsam, Besitz von ihrer Erbschaft in Tirol zu nehmen. Nun kam

der junge Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) zur Regierung von Steier, Kärnthen und Krain; da der damalige Herr von Einöd sich nicht entschließen konnte, zur katholischen Lehre zurückzukehren, mußte er auswandern. Er zog nach Croatien hinab, um nach Ungarn zu gelangen, wo seine Frau Verwandte hatte, wurde aber unterweges von türkischen Räubern angefallen. Er und seine Leute wehrten sich tapfer, doch konnten sie mehr nicht erkämpfen als die Freiheit der Personen; für diesen Preis mußten sie den Räubern das Gepäck überlassen. Der Herr von Einöd achtete seine schweren Wunden nicht, da er Frau und Kinder vor dem drohenden schrecklichen Schicksal, als Sclaven verkauft zu werden, gerettet hatte. Auch unter seinen Leuten gab es Verwundete; zwei waren gleich Anfangs erschossen worden. Sie begruben diese, so gut sie konnten, und zogen weiter; bald hatten sie ein noch schmerzlicheres Begräbniß; der Herr, ohne alle ärztliche Hülfe, starb an seinen Wunden. Mühselig genug erreichte die junge Frau endlich doch ihre Verwandten, und wurde, obschon Protestantinn, in dieser katholischen Familie liebreich aufgenommen. Die überstandenen Beschwerden und Aengsten, der Verlust des Gemahls, die ungewohnte, immer bittere Armuth kosteten der jungen Frau bald das Leben. Die zwei Söhne, die sie verließ, waren vier und fünf Jahr alt; sie wurden katholisch erzogen, und ihre Nachkommen blieben wieder dabei. Bis sie das Alter erreichten, um Kriegsdienste zu leisten, blieben sie unter dem Schutz ihrer

guten Verwandten. Nun traten sie in die Armee des Kaisers, welche Erzherzog Mathias gegen die Türken commandirte. Der Aeltere fiel vor dem Feind, der Jüngere zeichnete sich aus und machte sein Glück. In der Schlacht bei Lützen verlor er als Oberster einen Arm; er ging nach Wien, von Wallenstein besonders empfohlen. Ferdinand II. setzte ihn in seine väterlichen Besitzungen wieder ein.

Die Nachrichten von der gezwungenen Auswanderung der Familie bis zu ihrer Wiederkunft hatten sich getreu fortgepflanzt, die Kenntniß von der Tirolischen Erbschaft aber war gänzlich verschwunden. Erst wenige Monate vor seiner Ankunft zu Innsbruck, hatte Ignaz von Einöd im Wiener Diarium die Anzeige eines Croatischen Edelmannes gelesen, es hätten sich auf seinem Schlosse, das über hundert Jahre im Besitz eines türkischen Räuberhauptmannes gewesen, Documente, die Familie Einöd betreffend, nebst andern Gegenständen vorgefunden; der rechtmäßige Eigenthümer könne sie abholen. Ignaz säumte nicht; der biedere Croat übergab ihm die Documente, worunter auch das Testament des Onkels, und ein Haufen Schlüssel, in deren Nähe er ein zerschlagenes Kästchen mit der noch kennbaren Aufschrift »Schlüssel zum Schloß Einöd« gefunden hatte.

Die Herren von der Tirolischen Landtafel nahmen keinen Anstand, ihn als Besitzer der Herrschaft Einöd zu erkennen, und er reiste mit meinem Vater dahin ab; wozu sich auch der eben aus Kärn-

then gekommene Oheim Chrysanth gesellte. Der weite und unbequeme Weg nach dem Berghof verbitterte schon dem Herrn von Einöd die Freude über seine Erbschaft in hohem Grade; sie mußten dort einen Tag rasten. Mein Großvater war inzwischen gestorben, und Oheim Blasius, Eigenthümer des Berghofs; seinen Brüdern stellte er Schuldscheine über ihr Erbtheil in wahrhaft brüderlicher Uebereinkunft aus. Am folgenden Tage gingen die drei Brüder als Männer nach dem Schloß Einöd, das sie vor 25 Jahren als Knaben entdeckt hatten. Als der Herr von Einöd die steile Anhöhe herabsteigen mußte, und hörte, daß dieß der einzige Zugang sei, meinte er, das sei kein Aufenthalt für Menschen, und es reute ihn fast, sich so viel Mühe darum gegeben zu haben. Der Wald jenseits des Thurmes war in der Zwischenzeit noch höher gewachsen, noch mehr verwildert, die Brüder waren in Zweifel über den nächsten Weg zum Schlosse, und theilten sich; Chrysanth stieß zuerst auf die Kirche und ließ seinen Ruf erschallen. Der Berghofer Knecht, der die Lebensmittel trug, hatte auch die Schlüssel in dem Korbe; der kräftige Blasius überwältigte endlich das seit 180 Jahren eingerostete Schloß. Man brauchte Vorsicht bei dem Eintritte und öffnete schnell ein Fenster, der Thür gegenüber. Das viereckige Kirchlein faßt gut siebenzig Menschen; hinter dem Hochaltar ist es halbrund, und dieser Raum dient als Sacristei; dort stand, wie heute noch, der Schrank mit dem nöthigen Altar- und Kirchengeräthe, aus

der schweren Monstranze von unbekanntem Metall war die heilige Hostie weggenommen, der Tabernakel stand offen. Herr von Einöd ließ die Kirche wieder schließen, und nun ging es auf das Schloß; der Knecht war vorausgeschickt, das vom Großvater nothdürftig verschlossene Thor wieder zu öffnen. In den Zimmern waren verschiedene Schränke offen; Herr Erasmus hatte ohne Zweifel Wäsche und Kleider und Waffen mitgenommen. Zu den verschlossenen Kästen hatte man die Schlüssel, und Herr von Einöd fing an, ihren Inhalt zu untersuchen. Blasius suchte den Küchenschlüssel heraus, denn er hatte außer kalter Küche noch ein Gericht mitgenommen, das sich aufwärmen ließ. Chrysanth hatte oben ein Fenster aufgemacht, und sah nun klar das Gebirge, von dem der Wasserfall herabstürzte. Form und Farbe und Gebirgsart brachten den erfahrnen Bergmann auf die Vermuthung, daß es Gold führen könne; der Sand im wohlbekannten Bache mußte das zeigen. Er nahm einen Topf aus der Küche, und füllte ihn mit Sand, fand dann ein Paar Tücher, in welchen er ihn auf einen Baum hinter dem Hause hängte, um ihn abtropfen zu lassen, und leichter mitzunehmen. Mein Vater und Herr von Einöd hatten indessen das ganze Haus durchgesucht, und Letzterer nur wenige Gegenstände, denen Alter oder künstliche Form einigen Werth gab, nebst etwas Silber auf einen Tisch zusammen gesetzt. Die Dunkelheit war angebrochen. Blasius trug zu dem festen Tische auf den Saal die haltbarsten Stühle, deckte da auf, und

ließ es auch nicht an Lichtern fehlen; man hielt ein genügendes Abendmal.

»Meine Herren,« sagte endlich Herr von Einöd, »so viel ich sehe, trägt Grund und Boden der ganzen Herrschaft nichts als Holz, und kein Mensch ist da, der einen Groschen dafür gäbe; Vogtei und Patronat über die Kirche, so wie die Gerichtsbarkeit über den Berghof sind Artikel, die leicht mehr kosten als eintragen; das Jagd- und Fischrecht wäre etwas, und man könnte jährlich im Herbste sich einen Monat hier unterhalten, wenn es nur nicht so weit entlegen, und der Zugang nicht so halsbrecherisch wäre; ich gedenke also von allen hiesigen Herrlichkeiten nichts mitzunehmen, als was ich auf den Tisch darin zusammen gesetzt habe, alles Uebrige, das noch einigen Werth hat, zahlt die Kosten des beschwerlichen Transports nicht. Den Bischof von Brixen werde ich ersuchen, die Kirche, da niemand hier wohnen kann, förmlich zu entweihen, und werde die vorhandenen Altar- und Kirchengeräthe zu seiner Disposition stellen; dann aber meine erb- und eigenthümliche Herrschaft Einöd in Tirol der löblichen Landschaft cum onere et honore anheim sagen; Contribution oder Landesbeitrag zahle ich keinen Kreuzer dafür.«

Mein Vater dachte über diese Rede des Gutsherrn eine Weile nach, dann sprach er: »Ich begreife gar wohl, Herr von Einöd, daß diese Besitzung keinen großen Werth für Sie haben kann, allein den Gedanken, sie ohne weiters heimzusagen,

sollten Sie, glaube ich, heute noch beschlafen, und morgen bei Tag neuerdings in Ueberlegung nehmen.«

»Wozu? Es ist kein Erträgniß da, und doch muß ich zahlen, wenn ich die Herrschaft antrete.«

»Vielleicht findet sich ein Käufer? Es ist leicht Jemand eitel genug, die leichten Lasten zu übernehmen, um sich Erb- und Gerichtsherr zu schreiben.«

»Wenn er zur Stelle wäre, würden wir bald gleich werden.«

»Ich bedenke eben, daß ein solcher Herrschaftskäufer als Vogt und Gerichtsherr meinen Bruder auf dem Berghof vielfältig necken könnte, und obschon dieß nur ein negativer Vortheil beim Kauf wäre, biete ich doch, wenns Ernst ist, mich als Käufer an.«

»Topp! Es ist Ernst. Ich will auch einen negativen Kaufschilling aussprechen. Ich bleibe bei meinem Wort; ich nehme jene Kleinigkeiten mit, und Sie die Schlüssel; mein Recht und Eigenthum trete ich Ihnen ab umsonst.«

Der Geistliche fuhr in seiner Erzählung fort, der Vater habe keine Uebereilung benutzen wollen, erst in Innsbruck sei der förmliche Contract geschlossen, von ihm dem Edelmann 100 Ducaten Schlüsselgeld zugestellt, und von diesem alles geleistet worden, wodurch der Vater zum rechtlichen Besitz der Herrschaft Einöd gelangte. Bei der Abreise vom Schloß blieb der Oheim Chrysanth noch einen Tag zurück, an welchem ohnehin auf dem Berghof wieder gerastet wurde. Er hatte nur Vermuthung, keine Gewißheit, daß der Bachsand Gold führe; so viel

aber glaubte er gewiß zu wissen, daß die Goldwäschereien bei uns zu Lande selten von bedeutendem Erträgniß, und es niemals auf lange Dauer sind. Er schwieg also während der Kaufverhandlung ohne zu- oder abzurathen. Den Tag auf Einöd verwendete er, mit einem Knecht, der bei ihm zurückgeblieben war, den Lauf des Baches zu erforschen; und nachdem sie gefunden hatten, daß es zwei Bäche waren, die sich vereint in eine Felsenhöhle verloren, nahm er aus beiden Bächen sowohl in der Mitte als ganz oben, wo sie aus dem getheilten Wasserfall entstanden, einen Topf voll Sand, den er so tief als möglich schöpfte. Der Knecht mußte ein starkes Feuer auf dem Herde unterhalten, und Chrysanth stellte seinen Sand, in so viel Töpfen als vorhanden waren, darein, um ihn zu trocknen. Erst auf seinem Dienstplatz in Kärnthen hatte er die Mittel in der Hand, sich zu überzeugen, daß der Sand, wie er vermuthet hatte, wirklich Gold führe. Er zog nun in Erwägung, daß beide Bäche sanft durch das ebene Thal laufen, also seit Jahrhunderten eine große Menge solchen Sandes sich angehäuft und die Goldtheilchen sich gegen die Tiefe gesenkt haben müssen; daß das Gewässer, welches den Wasserfall bildet, ohne Zweifel über Goldadern einen raschen Lauf nehmen müsse, um dergleichen Sand herabzustürzen; daß man also nicht lang zu suchen haben werde, um bergmännisch auf Gold zu bauen. Seine lebhafte Phantasie sah darin die Mittel, um die Idee, womit er und seine liebsten Schulgefährten in ihren jungen Jah-

ren sich so gern beschäftigten, in Wirklichkeit zu setzen; zwar nicht auf einer unbewohnten Insel, sondern, und viel leichter in einem einsamen, von der übrigen Welt fast ganz abgeschlossenen Thale. Er war überhaupt einer von den seltnen Menschen; wenig verlangte er für sich, mit größtem Eifer arbeitete er für Andere, die Zufriedenheit der Menschen um sich war seine höchste Freude. Das von ihm gefundene Mittel, das Thal von Einöd mit Freunden zu bevölkern, war nun sein Lieblingskind, und er schrieb meinem Vater seine Gedanken mit einem liebenswürdigen Enthusiasmus. Dieser überhaupt ein sehr besonnener Mann, war schon verheirathet; ich und mein Bruder Joseph schon auf der Welt; er antwortete ihm, daß er keine Möglichkeit sehe, den Lieblingsgedanken ihrer Jugend auszuführen, und daß es wohl besser seyn werde, wenn jeder dort bleibe, wohin ihn Gott gestellt hat. Ungern gab der Oheim dem ältern Bruder nach.

Nun aber legte sich der Himmel ins Mittel; die kärnthnerischen Goldbergwerke kamen in Abbau, das Personal wurde vermindert, mein Oheim pensionirt, eine Anzahl Knappen und Holzknechte entlassen. Das erweckte die Lieblingsidee des Oheims wieder, und er schrieb meinem Vater seinen Entschluß, mit einigen ausgewählten Bergknappen und Holzknechten nach Schloß Einöd zu ziehen, und zu versuchen, was die Goldwäscherei ertrage, und ob sich ein Bergbau anlegen lasse; er bitte sich nur die Schlüssel aus, für alles Uebrige werde er schon selbst sorgen. Er kam auch

bald darauf mit sieben Männern, drei Weibern und acht Kindern. Mein Vater erschrack darüber, doch wollte er seinem lebendigen Eifer die Schlüssel nicht verweigern, und empfahl sein Unternehmen dem Schutze Gottes.

Sechs Jahre lebte der Oheim mit seinen Leuten auf Schloß Einöd, und theilte mit ihnen die Lebensmittel, die der Bruder Blasius gegen billige Bezahlung vom Berghof herüber schaffte. Alle Jahre einmal kam er nach Innsbruck, um das Waschgold, das nicht viel betrug, dem Bergamt zu Schwatz einzuliefern und das Geld dafür zu empfangen, womit er wieder Bedürfnisse seiner Leute einkaufte. Mein Vater mußte sich gleich anfangs die Berechtigung zu einem Bergbau auf Gold und zu einer Goldwäscherei erwirken. Da ein Bruder Advocat, der andre Bergbeamter war, verstanden sie die gesetzlichen Schritte zu thun. Jedes Jahr, wenn der Oheim nach Innsbruck kam, fragte ihn mein Vater, ob er denn noch nicht die Lust an einem Unternehmen verloren habe, das offenbar mehr koste als es trägt, da er die Verpflegung der Leute von seinem Erbtheil abrechnen lasse; darauf antwortete er immer, man möge Geduld haben, er sei noch nicht fertig. Im siebenten Jahr kam er außer der gewöhnlichen Zeit, und forderte meinen Vater auf anzusehen, was er gemacht habe. Den Feldkircher plagte die Neugierde und der eben anwesende Pludenzer wollte auch dabei seyn. Als sie am Thurm anlangten, fanden sie die alte Wohnung hergestellt, unten für einen verheiratheten Bergknap-

pen, oben für die vier Holzknechte. Im ganzen Thal war der Wald niedergeschlagen, die Stöcke ausgereutet, Bauholz und Brennholz abgesondert, auf schicklichen Plätzen aufgeschlichtet. Jetzt übersah man erst den großen Umfang des ebenen Bodens, und es leuchtete ein, daß er mittelst beider Bäche ganz zu bewässern war, also für eine große Viehherde Winterfutter geben müßte. Am ersten Tag sahen sie sonst nichts; es war schon spät, und sie begaben sich zur Ruhe, nachdem sie ein erkleckliches Nachtmal genommen. Es wurde dabei verfahren, wie bei der Anwesenheit des Herrn von Einöd. Des andern Tages führte der Oheim seine Gäste hinter das Schloß, wo auch schon auf einem beträchtlichen Raum der Wald niedergeschlagen und zum Küchengarten mit vielen Obstbäumen umgestaltet war. Nun hatten sie den Wald vor sich; links zog er sich bergan, und das Holz zeigte sehr verschiedenen Wuchs, verschiedenes Alter; rechts war der Grund ganz eben und das Holz gleichwüchsig wie gesät. So, sagte ihnen der Oheim, gehe der Boden gleichmäßig eben über 80 Joch im Umfang fort, nur mitten durch ziehe sich ein Streifen, wo das Holz sehr schlecht stehe, ohne Zweifel der Fahrweg zwischen den einst zum Schloß gehörigen Aeckern. Hinter diesen Aeckern gehe es lang und steil aufwärts durch den alten verwilderten Wald, dann komme Knieholz, das am Boden umher kriecht, Singvögel gebe es da in Menge, doch sei es nicht leicht sich durchzuarbeiten. Nun verliere sich das Auge in eine weit ausgedehnte treffliche Alpenwei-

de, wo man nach der Meinung der Holzknechte fünfzig Rinder und wohl tausend Schafe über Sommer auftreiben könne. An den Gränzen dieser Alpe gehe es mauersteil und thurmhoch hinab in eine Felsenwildniß; es sei unmöglich, daß ein Geschöpf, wenn es nicht Flügel hat, da herauf komme. In dem Feldkircher erwachten die Phantasien seiner Jugend und er äußerte den Wunsch, daß das Thal ringsum so begränzt seyn möchte; das wäre ja so gut als eine unbewohnte Insel. Der Oheim erwiederte, es sei eine seiner ersten Beschäftigungen gewesen, das Terrain kennen zu lernen, in allen Richtungen habe er mit seinen Leuten es untersucht, das Thal sei ringsum gleich sicher begränzt, und der Thurm verschließe es wie der Stöpsel eine Bouteille. Jetzt führte er sie die Felsen hinauf gegen den Wasserfall, und zeigte ihnen, wie er, nach vergeblichem Schurfen auf Gold an vielen Orten, endlich doch so glücklich gewesen, eine Ader abzuqueren, die er nun rechts und links mit gegründeter Hoffnung auf reichen Segen verfolgen könne; für jetzt aber habe er eine andere Arbeit noch vorher zu Stande bringen müssen. Gleich oben, wo der Wasserfall sich theilt und über den sanften Abhang herab zwei Bäche bildet, die neben einander das ganze Thal durchschneiden, hatte der Oheim nämlich zwischen ihnen einen Quergraben gezogen, und sich dadurch in den Stand gesetzt, sie abwechselnd in ein Bett zusammen zu leiten, und das andere trocken zu legen. Bisher hatte er den Sand nur immer oben abgeschöpft, jetzt konnte er

das tiefe Bett ganz ausräumen, und er legte ihnen eine kleine Probe vor, wie viel reicher der Sand aus der Tiefe war.

Unter diesen und andern Beschäftigungen war der Tag vergangen, und sie saßen nach dem Nachtmahl noch bei dem Rest des Weins, den die Innsbrucker mitgenommen, da sprach der Oheim Chrysanth zu meinem Vater: »Jetzt hast du alles gesehen, Bruder, was du an deiner Herrschaft besitzest, und davon erwarten kannst; man kann hier nehmen, ohne daß Jemand etwas zu geben braucht, es kommt gleichsam wie unmittelbar aus der Hand Gottes. Die soll man ja doch nicht von sich weisen. Ich bin entschlossen hier zu bleiben, bis der Sand aus beiden Bächen ausgehoben und gewaschen ist; dann werde ich erst noch sehen, ob es die Kosten lohnt, ernstlich auf Golderz zu bauen. Von jetzt an, da es Ueberschuß geben wird, will ich dir getreue Rechnung legen, doch werden die Kosten etwas größer seyn als bisher; denn einem großen Ungemach muß abgeholfen werden. Vor den Sonn- und Feiertagen machen wir zeitlich Feierabend und gehen die ganze Nacht, um zur Messe auf dem Berghof zurecht zu kommen, essen können wir drüben, aber zum nächtigen sind wir zu viele, und so müssen wir wieder durch die Nacht nach Haus. Bei starkem Regen und im harten Winter ist es sehr beschwerlich, bei hohem Schnee wohl gar unmöglich. Das ist das Einzige, worüber mir die Leute verdrießlich werden, und da doch die Kirche vorhanden ist, muß ich mich um einen

Geistlichen für meine kleine Gemeinde bewerben. Da muß ich denn auch eine Magd haben, die etwas besser kochen kann als ein Bergknappenweib; da kann ich auch die Bergknappen-Familien, die ich jetzt im Schlosse habe, nicht herin behalten, deren Kinder ohnehin zu viel Unruhe und Ungerath machen; es müssen ihnen also Häuschen am Berg gebaut werden. Zur besten Zeit geschlagenes und gut ausgetrocknetes Bauholz ist freilich vorräthig, und an zwanzigtausend Dachschindeln haben die Holzknechte bei gar grobem Wetter unterm Thurmdach gekloben, aber die Zimmerleute so weit herein werden Geld kosten, nicht wahr Grindel?«

Grindel, der Feldkircher, antwortete: »Darüber hättest du dir keine Sorge zu machen, Berghofer, ich kann Gesellen herein schicken, und auf die Bezahlung kann ich warten; allein, je länger ich mir das Wesen hier betrachte und überlege, desto leichter kommt's mir vor, den Gedanken unsrer Jugend hier auszuführen. Der flache Thalgrund hält nach meinem Augenmaß an 200 Joch, und zeigt sich jetzt schon als trefflicher Grasboden, die große Alpenweide dazu gerechnet, können wir so viel Vieh und so viel Käse jährlich verkaufen, daß wir damit bezahlen, was wir etwa nicht selbst zu verfertigen im Stande sind. Achtzig Joch Aecker, wenn der darauf gewachsene Wald weggeschlagen ist, sind überflüssig genug. Die erste Herstellung und Anschaffung wird allerdings etwas Namhaftes kosten; dafür aber

hat uns Gott gesegnet, daß wir es zusammenschießen können. Wie meinst du Dailer?«

»Lieber heut als morgen,« sagte der Schmid von Pludenz.

»Was das Zusammenschießen betrifft,« fiel Chrysanth ein, »das wird nicht groß seyn; ich müßte mich gewaltig betrügen, oder es liegt in den zwei Bächen mehr als wir brauchen. Bei den Lebensmitteln hast du die Jagd nicht in Anschlag gebracht, Gemsen, Hirsche, Rehe gibt es häufig, nur hat sie das Holzschlagen in die dichteste Waldung verscheucht. Glaubt ihr, daß ich die Hasen gekauft habe, die ich euch braten ließ. Zur rechten Jahreszeit fehlt es auch nicht an Schnepfen, Drosseln, Kronewettern, nur haben wir jetzt noch erst eine einzige Flinte. Der See wimmelt von Fischen, aber ohne Schiffe können wir nichts richten, und wie ein Schiff hieher bringen?«

»Wäre ich,« sagte Grindel mit Lachen, »der gelehrte Zimmermeister, wenn ich nicht solche Fischerzillen und wohl größere Schiffe bauen könnte.«

»Nun also Bruder,« sprach Chrysanth zu meinem Vater, »entschließ dich, sei unsre weltliche und der Tauferer unsre geistliche Obrigkeit, gib deine Geschäfte auf, die dir so viel Mühe und Verdruß machen, die Einöd trägt wohl eben so viel; fern von Neid und Falschheit werden wir, jeder in seinem Beruf, alle in freundschaftlicher Verbindung hier leben wie im Paradeis.«

So dringend auch alle drei meinem Vater zusprachen, blieb er doch fast dabei, eine Sache von

solcher Wichtigkeit müsse länger überlegt werden, als es hier möglich sei; er spreche nicht zu und nicht ab, es komme vorzüglich darauf an, ob Pater Tauferer wolle und könne.

»Laß mich nur nicht gar zu lange warten, sagte Oheim Chrysanth, auf den Herbst muß ich einen Geistlichen haben.«

»Da muß ja zu den Knappenhäusern sogleich angefangen werden, fiel Grindel ein, Lehm gibts genug, wie steht's mit dem Kalk!«

»Es ist auch ein Anbruch da, aber die Häuser sollen ja nur von Holz werden!«

»Die Küche und der Kamin zu einer heitzbaren Stube müssen gemauert, und ein ordentlicher Rauchfang ausgeführt werden. Laß indessen Kalkstein brechen durch die Knappen, und die Holzknechte Lehm graben, binnen 10 — 12 Tagen bin ich wieder da mit Leuten; sorge, daß wir zu Essen finden.«

»Und du bring mir ein Halbduzend kleine Faßschaufeln mit, und drei leichte Schubkarren.«

»Uebereilt euch nicht Manner, sagte mein Vater, es ist noch nichts beschlossen.«

»Das ist beschlossen, daß ich hier bleibe und aufräume, was dir Gott beschieden, erwiederte Chrysanth, ich brauche die Häuser, sie werden so viel nicht kosten, und du und deine Kinder, ihr werdet mir doch für meinen Entschluß noch danken.«

Mein Vater schüttelte ihm die brüderliche Hand, man ging zur Ruhe und die Innsbrucker am folgenden Morgen heim.

Der Feldkircher hat Wort gehalten, und nebst den Zimmerleuten und Ziegelbrennern ein paar Maurer, einige zinnerne Flaschen mit Branntwein, Schaufeln und Schubkarren mitgebracht. Jetzt ward es auf allen Seiten im Thale lebendig; dort rauchte der Kalkofen, hier wurden Ziegel geschlagen, oben Felsen gesprengt, um vor Allem einen Ziegelofen zu bauen; am Abhang steckte Grindel die Bauplätze aus; damit sie länger hielten, mußten sie auf gemauerten Grund stehen. Der ausgewaschene Sand diente vortrefflich zum Mörtel. In dem schon ziemlich trocknen Bette des einen Baches standen Weiber und Kinder, um den Sand auszuheben und in die Schubkarren zu schütten, womit ihn drei Bursche in der Nähe auf Haufen führten. Chrysanth schien vorsichtig diesen Sand gar nicht zu achten, und ließ die Fremden bei ihrer Vermuthung, man vertiefe den Bach um eine Mühle zu bauen.

Mein Vater war inzwischen mit dem Pater Rauter zu Rathe gegangen. Dieser hatte eben die Abschrift eines Berichtes gelesen, der von dem Jesuiten-Provinzial in Paraguay an den Ordensgeneral in Rom über die dort gegründeten Pfarren erstattet worden. Menschen, die noch vor Kurzem allen Lastern ergebene, grausame Wilde waren, jetzt in andächtigen, christlichen Gemeinden fleißig und friedlich lebend zu gedenken, war dem guten Geistlichen ein reizendes Bild. Den Gedanken, eine wüste Insel zu bevölkern, hatte er zwar alles Ernstes als kindisch zu betrachten sich bemüht, allein er spuckte doch

noch in seinem Gehirn; denn Ideen, die man in den aufstrebenden Jünglingsjahren lebhaft gefaßt hat, weichen so leicht nicht. Aus allem, was ihm mein Vater gesagt, und was er von Paraguay gelesen, bildete sich bei ihm die Möglichkeit, daß in dem einsamen Thale eine Gemeinde in Eintracht und Vertrauen glücklich leben könne. Mein Vater, der in seinem Herzen gar nicht abgeneigt war, sich von der Welt zurück zu ziehen, überlegte bei jeder Zusammenkunft mit ihm umständlicher, unter welchen Verhältnissen und Bedingnissen bleibende Zufriedenheit einer solchen Gemeinde möglich wäre. Als sie damit zum Schluß gekommen waren, fragte der Vater meine Mutter; ein Freudenseufzer entwand sich ihrer Brust, wie bei jedem, der etwas Drückendes los wird. Sie war eine Schuhmacherstochter; um ihrer Gottesfurcht, um ihrer Häuslichkeit willen, und aus aufrichtiger Zuneigung hatte sie der Vater vor vielen andern gewählt, allein die Frauen des höheren Bürgerstandes, deren Gesellschaft sie nicht vermeiden konnte, ließen es sie gar oft empfinden, wie unangenehm es ihnen war, die für ihres Gleichen anzusehen, die einst ihre Schuhe eingefaßt hatte. Nun trug Pater Rauter seinen Obern die Bitte vor, die Pfarre Einöd annehmen zu dürfen, mein Vater, der viel bei diesen Herrn galt, unterstützte sie; es fand ihrerseits keinen Anstand. Der Bischof, dem mein Vater die Verhältnisse schriftlich aus einander gesetzt, und ihn gebeten hatte, den Pater Rauter als Pfarrer zu

installiren, antwortete, er kenne diese Pfarre nicht, doch werde er in dem Archiv nachsehen lassen. In Erwartung des Erfolges schickte mein Vater Boten an seinen Bruder Chrysanth und an Grindel nach Einöd, so wie an Dailer nach Pludenz mit der Einladung zu einer Zusammenkunft, um über die Einöd einen festen Beschluß zu fassen. Dailer kam, auch Grindel übergab seine Geschäfte in der Einöd dem sehr geschickten Gesellen Achaz, und eilte nach Innsbruck, Chrysanth aber ließ sagen, er habe nicht Zeit, und ihm sei alles recht, wenn's nur Ernst wird.

Einmüthig wurde folgender Beschluß gefaßt.

Herr Cassian Berghofer, so hieß mein Vater, als Gerichtsherr und Eigenthümer des ganzen Thales ist die weltliche Obrigkeit der Gemeinde.

Der Besitz der Herrschaft und das obrigkeitliche Recht kann jederzeit nur ungetheilt Einem Erben zufallen; die Miterber erhalten in Naturalien, was sie bedürfen, und ihren Antheil an dem Vermögen außerm Thal.

Der jeweilige Pfarrer ist die geistliche Obrigkeit; ihm wird die höchste Ehrerbietung erwiesen; er ist ausgenommen von der Gerichtsbarkeit des Herrn, und untersteht nur dem Bischof und den allgemeinen Landesgesetzen. Für keine seiner geistlichen Verrichtungen wird etwas gegeben.

Pfarrer und Kirche kosten überhaupt der Gemeinde nichts; gegen den Zehent vom Berghof,

welcher der Kirche nicht vergeben werden darf, übernimmt der Herr die Sorge für beide.

In dem Thale ist kein Geld im Umlauf, und auch keine Vorstellungszeichen des Geldes.

Die Dienstleute, wozu auch Handwerksgesellen und Bergknappen gehören, welche in dem Thale bleiben wollen, und die man dazu geeignet findet, müssen sich entschließen zu leben wie die Capuziner, in sofern sie nämlich bekommen, was sie bedürfen, jedoch keinen Lohn. Außerdem wird man sie mit Arbeit nicht überladen, wird ihnen erlauben zu heirathen, und wird für ihre Kinder sorgen.

Man könnte sich zwar auf die ersten Stifter der Gemeinde verlassen, allein man muß auf die Zukunft denken, und klare Verträge erhalten die Eintracht. Daher wurde ferners festgesetzt:

Die Handwerksmeister und andere Herrenleute können kein Privatvermögen im Thale haben; was sie auswärts besitzen, unterliegt dem Landrechte, und sie können damit disponiren nach Gefallen.

In den Häusern, welche ihnen nach ihrem Wunsch gebaut werden, wohnen sie nur zur Miethe. Die Kosten des Baues werden berechnet, acht Procent davon ist der Miethzins. Kleinere Reparationen bestreiten sie selbst; ein ganz neues Dach oder neues Haus herzustellen, trifft den Herrn.

Alle Arbeiten der Handwerker, so wie alle Naturalien, die der Herr abgibt, werden nach jetzigem Preise unabänderlich taxirt; was von auswärts ge-

holt werden muß, verschreibt der Herr, und gibt es um eigene Kosten.

Die Hausväter stehen mittelst gleichlautender Aufschreibbücher mit dem Herrn in Verrechnung; kleine Differenzen werden auf das folgende Jahr übertragen, größere durch Anweisungen auf das Vermögen außer dem Thale ausgeglichen.

Wer durch Alter zur Arbeit unfähig wird, so auch welchen Krankheit oder ein Unglücksfall hindert, so viel zu verdienen, als er braucht, den unterstützt der Herr; wer in seiner Arbeit nachlässig ist, muß nach dreimaliger Ermahnung fort aus dem Thale.

Nachdem die vier Freunde diese Puncte noch einmal durchlasen, fanden Grindel und Dailer, mein Vater habe zu große Last auf sich genommen, es bleibe ihm ja von der ganzen Herrschaft gar nichts übrig. Der Vater antwortete: »Ich kann als ehrlicher Mann versichern, daß ich die Herrschaft nur zum Schutze meines Bruders Blasius, und auf keine Weise für meinen persönlichen Vortheil gekauft habe, von dem Goldsand, der nach Chrysanths Versicherung viele Tausend Gulden beträgt, hatte ich nicht die geringste Vermuthung. Dieser Reichthum ist wie vom Himmel gefallen, und mir gewiß nicht gegeben, um mich und meine Kinder üppig oder faul zu machen. Unser ehrwürdiger Freund P. Rauter hat mir die Möglichkeit gezeigt, wie in dem einsamen Thale eine kleine Gemeinde in Liebe Gottes und des Nächsten, in Eintracht und in getreuer Erfüllung der Berufsarbeit

glücklich und gottgefällig leben könne; diese zu stiften habe ich die Puncte entworfen, die wir eben gelesen und besprochen haben. Da ihr mit jedem einzelnen einverstanden waret, warum macht ihr jetzt Einwendung gegen alle zusammen?«

»Bruder Doctor,« sagte Grindel, »ich sehe schon, du betrachtest die alten Schulcameraden, die du dir auserwählt, auch wie deine leiblichen Brüder; nun so sei's denn, wie du wollen hast. Mich aber hat Gott in meinem Gewerbe gesegnet, ich habe mir ein kleines Capital erspart, und wenn ich mein Haus und meinen Holzvorrath hier verkaufe, wird es nahmhaft; ich möchte auch etwas zur Stiftung beitragen, vor der Hand wenigstens meine und meiner Leute Arbeit.«

»Und ich soll gar nichts gelten!« fuhr der etwas derbe Dailer heraus. »Ich habe Haus und Gewerb und Geld geerbt, und seither gearbeitet, als wenn ich das Alles erst erwerben müßte. Ich bringe an Schmiedearbeit und an Eisen mit, was wir im Thale brauchen, das bitte ich mir aus; aus dem dummen Gold ist ohnehin nichts festes zu machen.«

»Was werden aber eure Weiber dazu sagen?« fragte mein Vater. Grindel sagte, er habe mit der Seinigen schon davon gesprochen; alles dürfe er thun, nur nicht sterben, habe sie geantwortet: Sein Weib frage er gar nicht, sagte Dailer, er wisse ehe, sie ginge nach Amerika, wenn sie nur ihn bei sich habe und die Kinder. Damit gaben die Männer einander die Hände und Pater Rauter sprach: »Gott

segne unser Vorhaben!« Bald kam ein Schreiben des Consistoriums zu Brixen: es hatte sich im Archiv beim Jahr 1528 die Anzeige des damaligen Pfarrers gefunden, daß der Herr v. Einöd mit allen seinen Leuten in den Türkenkrieg gezogen sei, und der Pfarrer ihn begleitet habe; durch mehr als 50 Jahre sei in den Verzeichnissen nur angemerkt: »Pfarre St. Matthäus in Einöd ohne Pfarrer und ohne Gemeinde;« ein reformirender Abschreiber möge dann auch diese Anmerkung als überflüssig weggelassen haben, und so sei die Pfarre in gänzliche Vergessenheit gerathen. Seine fürstbischöflichen Gnaden würden nunmehr mit Freuden auf diese alte Pfarre den vom Patronus gewählten würdigen Seelsorger ihrerseits in spiritualibus installiren lassen. Mein Vater reiste nunmehr mit dem P. Rauter nach Brixen, um den geistlichen Installationscommissär abzuholen. Grindel und Dailer gingen gerade nach Einöd. Am 21. September 1722, am Feste des heiligen Apostels und Evangelisten Matthäus wurde nach 194 Jahren wieder der erste feierliche Gottesdienst in unserer Pfarrkirche gehalten.

Mit diesen Worten des alten Geistlichen traten wir aus dem Rand des Waldes hervor, wo er an die Aecker gränzt. »Sie werden müde seyn,« sagte er, »wir haben einen starken Bogen durch den Wald gemacht; hier ist eine Bank im Schatten.« Damit setzte er sich, und ich mich zu ihm.

»Diese Bewegung pflege ich mir täglich vor

Tisch zu machen, wenn es das Wetter irgend erlaubt. Wir sind da gar nicht weit vom Schloß.«

»Was mag das für ein Unkraut seyn, das dort den großen Acker ganz weiß überzogen hat?« fragte ich.

»Das ist kein Unkraut, das ist Buchweitzen in der schönsten Blüthe. Sehen sie nicht unzählige Bienen darüber herum fliegen und die Schwalben hinter ihnen her, welche die geschickten und fleißigen Thierchen im Flug wegschnappen.«

»Das ist also das polygonum fagopyrum. Bei uns in Oesterreich blüht es roth und viel früher.«

»Ich bin den Schwalben feind, weil sie die Bienen verfolgen, welche uns Wachs und Honig liefern; und bedaure, daß sie nicht eßbar sind, weßwegen man sie weder schießt noch fängt.«

»Auf Maltha und auf den balearischen Inseln, wo sie im Herbst von Europa nach Afrika, und im Frühjahr zurück wandernd, nach Millionen Rast halten, werden sie häufig gefangen und gegessen.«

»Man sagt, ihr Koth mache blind, und doch behauptet man, sie brächten Glück ins Haus.«

»Das Eine ist wahrscheinlich ein Vorurtheil, das andere gehört auf das große Blatt der alten Aberglauben. Das will ich aber zugestehen, daß die Schwalben die Menge der Fliegen vermindern; sorgfältige Reinlichkeit im Hause indessen kann das auch, ohne die Schwalbennester zu dulden.«

Jetzt gab die kleine Fensterglocke das erste Zei-

chen zum Mittagmal; er stand auf: »Man wartet auf mich, also darf ich nicht warten lassen.«

»Erlauben Sie mir nur noch, was ist denn das hochstämmige Gewächs da drüben?«

»Das ist Wälschkorn, sagte er im Gehen, auch türkischer Weitzen genannt.«

»Aha! zea mais; das sieht man nicht auf den Aeckern von Oesterreich.«

»In Portugal, in Spanien, in Italien desto häufiger.«

»Was machen denn die Leute damit?«

»Das kann ihnen Claudius am besten sagen, der uns da entgegen kommt. Der Herr Doctor wünscht zu wissen, warum hier türkischer Weitzen gesäet wird, und in Oesterreich nicht.«

»Wir bauen ihn,« sagte Claudius, »weil er die einträglichste Frucht ist, und am wenigsten Samen braucht, wir machen unsere Plenten davon und guten Gries, wir mästen Rinder und Schweine, und füttern die Hühner damit, es wird alles schön fett, und schmeckt köstlich. Wenn sie ihn in Oesterreich nicht bauen, so muß es seyn, weil es nicht der Brauch ist.«

»Es gibt in Oesterreich,« sagte der Pater, »oft heftige Winde; die Erfahrung mag schon lange gezeigt haben, daß diese Winde die hohen Maisstengel umbrechen.«

Jetzt kamen wir zum Schloßthor; wieder waren Clara und Walburg eben erst davon gesprungen, wieder ging alles wie gestern, und leider war wieder ein Fasttag. Fortan jede Woche war Sonn-

abends Fasttag wie Freitags. Das war mir unangenehm, ich hatte mich der Fastenspeisen seit Jahren entwöhnt, und ich fand, daß sie mir nicht gut bekamen.

Nach dem Essen war ich binnen zwei Minuten allein im Saale, alles ging seiner Wege, ohne sich um mich zu bekümmern. Eine Alte, ich weiß nicht Magd oder Weib, kam abzuräumen. Ich ging in den Garten, fand aber keine Seele darin; Obst nach Tische ist gegen meine diätetischen Grundsätze, der Garten war mir langweilig, in der Hitze allein herum zu wandeln unerträglich, es blieb mir nichts übrig, als auf mein Zimmer zu gehen; schlecht erbaut von der ungefälligen Gastfreundschaft stieg ich langsam die zwei Stockwerke hinauf. Zum Theil versöhnt war ich schon, als mich beim Eintritte eine angenehme kühle Temperatur empfing, ein Zeichen, daß man mein Zimmer gleich Morgens aufgeräumt, und die Fenster zugemacht hatte; in dem gegen Westen waren sogar die Laden vor. Es war nicht erfreulich in das stark besonnte Thal hinaus zu sehen, selbst der Silberglanz des Wasserfalls beleidigte das Auge; als ich auf meinem Tisch Tinte, Feder und Papier erblickte, war ich über diese Aufmerksamkeit ganz wieder gut. Schreibgeräthe war mir sehr willkommen, denn es verlangte mich, wenigstens kurz zu notiren, was mir der alte Geistliche von dieser seltsamen Colonie bisher erzählt hatte, ehe ich es vergäße; im Winter wieder zu Hause, nahm ich mir vor, ein umständliches Ganzes daraus zu machen. Ich hatte

ungefähr zwei Stunden geschrieben, da ward einmal nur, aber kräftig an meine Thür geklopft. »Herein« — sagte ich, und »Ave!« — sagte der eintretende Pater. Er lehnte seinen Stock in den Winkel, legte den Hut auf den Tisch, und hob sich mit starkem Arm einen Stuhl her. »Ich konnte wissen, daß Sie allein sind; Sonnabends haben unsere Leute ihre besonderen Geschäfte. Cassian geht regelmäßig in den Bergbau, Clara und Walburg heben ihre Leinwanden von der Bleiche, Claudius und der Bub suchen uns Braten für die nächsten Tage zu schießen, Crescentia, die Regentin des Meierhauses und unsrer Küche, ist das ganze Jahr um so mehr beschäftiget, als die gute Frau öfters etwas vergißt und es nachholen muß; ich hatte mit dem Brevier und einiger Vorbereitung auf Morgen zu thun, jetzt aber kann ich Ihnen Gesellschaft leisten, bis die Leute sich wieder zusammen finden.«

»Sie finden mich eben beschäftiget, hochwürdiger Herr, so gut ich es vermag, mit wenigen Worten zu Papier zu bringen, was Sie mir bisher über Ihre Familie mitgetheilt haben; ich glaube mich auf mein Gedächtniß verlassen zu können, um die kleineren Umstände in der Folge nachzutragen. Da ich jetzt den bisherigen Zusammenhang noch ganz im Sinne habe, so wünschte ich wohl, daß es Ihnen gefällig seyn möchte fortzufahren.«

Recht gerne; doch glaube ich, Sie sollten sich die Mühe nicht geben, meinen Bericht aufzuschreiben; eine Erzählung, der es gänzlich an Liebschaf-

ten, Thränen, Ohnmachten, Duellen, Wundern und Gespenstern gebricht, wird niemand gefallen.«

Fortsetzung der Erzählung des alten Geistlichen.

»Ich bin bei dem Installationsfeste des Pfarrers Rauter stehen geblieben, es ist mir unvergeßlich. Ich hatte damals das 11. Jahr und die zweite lateinische Schule zu meines Vaters Zufriedenheit zurückgelegt; er nahm mich mit auf diese Reise. Ueber Nacht blieben wir auf dem Berghof. Als die geistlichen Herrn zur Ruhe gegangen waren, sagte der Vater seinem Bruder Blasius, der Zehent vom Berghof an die Kirche in Einöd sei jetzt wieder zur Sprache gekommen. Blasius seufzte darüber. »Ich habe jedoch beim Gubernium und Consistorium vorgestellt, er müsse in eine Geldgabe umgestaltet werden, denn die Kirche sei vom Berghof eine halbe Tagreise entfernt, und schwere Lasten zu transportiren bei gänzlicher Ermanglung eines Fahrweges unmöglich.«

»Ja freilich« — meinte Blasius.

»Man fand auch, in den Archiven, daß schon in alter Zeit der Zehent immer in Geld reluirt worden, verschieden zwischen 20 und 25 fl.«

»Das wäre christlich.«

»Jetzt da alle Preise gestiegen, haben sie die Reluition für immerwährende Zeiten auf 35 fl. angeschlagen und ich habe eingewilligt in deinem Namen.«

Das hättest du nicht thun sollen. Ich komme

hart mit Geld auf, was ich auch für Rinder einnehme, nehmen mir Kaufleute und Handwerker wieder ab. Ich wüßte nicht, wie ich dir dein Erbtheil hinaus zahlen sollte, wenn ich nicht dächte, du werdest drüben auch noch viel Naturalien brauchen, ehe dir auf deinen Aeckern, worauf der Wald noch steht, etwas wächst; so wie der Chrysanth, die sieben Jahr her mit seinem Theil schier gleich schon fertig worden ist. Vieh wirst auch brauchen von mir, und ich züchte derowegen schon etwas mehr.«

»Ich danke dir für deine Vorsicht, über den Preis werden wir uns nicht zerkriegen. Wegen der Zehentreluition kümmere dich nicht, ich habe die Kirchenerforderniße auf mich genommen; die 35 Gulden bleiben als Schuldigkeit verschrieben, ich und meine Erben werden sie aber so wenig fordern, als sie seit 200 Jahren gefordert worden sind.«

»Na, so will ich dich denn desto lieber als meinen Gerichtsherrn erkennen, da du auch thust wie ein Herr. Dagegen bin ich dir aber auch auf einen Gedanken verfallen, der seine 35 Gulden unter Brüdern werth ist. Merk' auf! Jetzt gehen wir in die Einöd hinüber noch immer den Weg, den wir als Buben gegangen sind; gegen Sonnuntergang gerade durch den Wald hinauf bis auf den Grath, und jenseits die steilen Steinplatten hinab. Da hinab kann nichts gebracht werden, als was ein Mensch auf dem Buckel tragen kann, und das darf nicht schwer, und der Mensch muß geschickt seyn. Wenn ihr aber alle herein ziehen wollt, so wird allerhand

mitzunehmen seyn, was sich da nicht hinabschaffen läßt. Auf mein Geheg hinauf —

»Was ist das Geheg?« fragte ich, den Pfarrer unterbrechend.

»Die Hütten auf der Alpe, wo Leute und Vieh im Sommer unterkommen. Die Schweizer sagen die Senne. Auch bei uns heißt der Oberknecht Senner, die übrigen Melker und Hüter. In meiner Erzählung fortzufahren, sprach der Pfarrer, muß ich auf die unterbrochene Rede des Oheims Blasius zurück kommen.«

»Auf mein Geheg hinauf,« nämlich sagte er, »das gar nicht weit vom Grath liegt, geht es gegen Mitternacht so schräg und mälig, daß ich mit den Rossen hinauf und herab fahren kann. Jenseits des Grathes muß sich wieder ein schräger Weg wenigstens für Ochsenkarren auf deinen Thurm zu finden lassen. Was ihr nun immer hereinschaffen wollt, das führe ich euch auf mein Geheg, da liegt es sicher, und ihr holt es theilweise ab.«

»Gescheidt Blasi! der Weg auf meiner Seite wird die erste Arbeit für die Bergknappen seyn.«

»Ich glaube, wir sollten gleich morgen diesen Weg versuchen, mir wäre himmelangst mit den geistlichen Herrn über die Steinplatten hinab, mein alter Franciscaner will auch mit; es werden wohl die meisten meiner Leute hinüber kommen, Matthäus ist ein abgebrachter Feiertag, da arbeitet ohnehin niemand.«

»Wir werden dann um eine Stunde länger zu gehen haben, also ist's Zeit ins Bett.«

»Nur eines muß ich noch sagen; in Friedenszeiten ist es zwar sicher genug, man sieht keinen fremden Menschen herin; aber erinnerst dich noch, wie der Bair und der Franzos im Land waren, da kamen die Marodeurs und Deserteurs alle Winkel aus, eben um sich zu verbergen. Einmal bei der Nacht, du warst noch Student, kamen ihrer sechs, und schossen ihre Gewehre ab, um uns einzuschrecken, und drohten den Hof an vier Ecken anzuzünden, wenn wir nicht gleich gut Essen und Trinken und 600 bairische Thaler hergäben. Der Vater mit den halben Knechten war beim Landsturm, doch zur Vertheidigung noch Leute und Gewehre genug beim Haus. Zwei von den Feinden sind liegen geblieben, vier haben sie gefangen zum nächsten Commando geführt. Seither hat sich niemand mehr sehen lassen. Jetzt haben wir Gott Lob Frieden, allein, wer weiß wie lange er dauert; den Franzosen ist nicht wohl, wenn sie nicht Krieg haben. Sicherer ist sicherer, ich gedenke also unsern bisherigen Fußsteig nach Einöd ganz zu verhauen, wonach er bald verwachsen wird. Dann findet keiner auf mehrere Stunden herum irgend einen Fußsteig oder Weg, als den alten vom Land herein zu mir, und aus meinem Meierhof auf das Geheg. Dort stehen vierzig Kühe und noch etwas mehr Jungvieh bis Schnee fällt, und bei dem Vieh sind Mannerleut und Buben genug, die mit dem Stutzen umgehen können; Hunde haben sie auch.

Wenn einmal Schnee liegt, kann kein Mensch übern Grath. Jetzt gute Nacht!«

Am andern Morgen wurde noch gefrühstückt, und gar nicht geeilt, der Oheim Blasius hatte nämlich des Vaters Wagen anspannen lassen, worin an meiner Stelle der Franciscaner fuhr, mich nahm er mit in die Kalesche. So fuhren wir nach dem Geheg, wo die Wägen blieben. Von dort ließ der Oheim einige Hüter mit Hacken und Mundprovision voran gehen. Nur ein paarmal mußte geholfen werden, während wir rasteten und uns erquickten. Es zeigte sich die Möglichkeit, hier einen Fahrweg für Ochsen herzustellen, und die Hüter vom Geheg erklärten sich bereit dabei zu helfen, weil sie dann nach Einöd näher in die Messe hätten als auf den Berghof. Wie wir bei dem Thurm anlangten, fanden wir ihn mit einer neuen massiven Thür verschlossen. Es war eine Ueberraschung für meinen Vater; Grindel und Dailer waren schon einen Tag früher gekommen, Blasius durfte nichts davon sagen. Grindel hatte aus dem untersten Theil eines dreihundertjährigen Lerchenbaums die schmale Thür Handdick herausgesägt, Dailer inzwischen das alte Schloß und Beschläge ausgeglüht, das Schloß eingeöhlt, alles wieder angeschlagen und die ganze Thür mit brennendem Theer überstrichen, daß sie aussah wie von Eisen, und das Wetter ihr wenig schaden konnte, der Schlüssel war mit den übrigen nach Einöd zurückgekommen.

Wir hatten noch einen ganzen Tag vor der Installation; die Herren waren müde und rasteten, ich

aber lief zum Schloßthor wieder hinaus und wußte nicht, wohin zuerst, in der Freude über meinen ersten Ausflug. Grindel kam mir nach und zeigte mir die zwei neuen Knappenhäuser: »Der Grund und die Küche sind von Steinmauer,« sagte er, »weil sie heute fertig seyn mußten, ehe wir den Ziegelofen bauen konnten. Jetzt komm mit, du wirst sehen ein Glockenseil aufziehen.« Er hatte nämlich während seines vorigen Aufenthalts hier auch den Thurm untersucht, den Glockenstuhl fand er noch zur Noth im Stande, das Seil aber war morsch, und riß beim ersten Zuge. Er hatte auch die Uhr herab genommen, fand sie aber so ganz verrostet und unbrauchbar, daß er nichts damit zu machen wußte; ein Glockenseil aber hatte er jetzt mitgebracht. Sein Geselle Achaz befestigte es oben, nachdem er vorher den Schwengel umwickelt, damit die Glocke, die so viel möglich rein gemacht wurde, ja keinen Klang gebe. Es war dunkel geworden, als man fertig war, und ich fühlte mich bei so gutem Appetit, daß ich mich ungerufen zum Nachtmahl einfand. Der Hausherr Chrysanth bedachte dabei, daß eine Gesellschaft, die seit dem Frühstück nur ein Stück Butterbrot genossen, und einen halben Tag gegangen war, ein reichliches Mahl nicht verschmähen werde, und seine neue Köchinn bestand bei diesem Probstück. Es war nicht leicht alle die Gäste unterzubringen, da man doch jedem Geistlichen ein eigenes Zimmer anweisen wollte. Mein Vater schlief bei seinem Bruder Chrysanth, und mir hatte man in demselben Zimmer auf Heu gebettet.

Am folgenden Morgen sprach mein Vater zum Oheim: »Apropostito, zeig' mir deine Rechnung.«

»Rechnung? Ich habe keine Rechnung.«

»Du hast ja versprochen sie getreu zu legen.«

»Ja, wenn das Ding etwas einträgt; bisher ist Nulla für Nulla aufgegangen.«

»Ich werde wohl beim Blasius erfragen, wie viel du von deinem Erbtheil vorgeschossen hast, das will ich dir erstatten.«

»Sobald ich's fordere, da wart du aber drauf.«

»So willst du das Wesen hier nicht mehr besorgen, bis ich ganz herein ziehen kann.«

»Ich lebe und sterbe hier.«

»So kann ich als Herr Rechnung fordern.«

»Daß du herein ziehst und die lieben Freunde auch, das geht mir über alles und ändert alles; die Einöd ist mein Kind, ich lasse es nicht aus den Augen, bis es groß gewachsen ist, ich verlange kein anderes, und heirathe nicht. Was ich brauche, das nehme ich, was ich habe, gehört meinem Kinde; das ist meine Rechnung für Vergangenheit und Zukunft.« Damit lief er davon.

Nach dem Frühstück gingen die drei Geistlichen zuerst allein in die sorgfältig gereinigte Kirche, und verrichteten ihre Geschäfte, dann wurden auch wir hinein gerufen. Jetzt wurde alles vorbereitet und geordnet zum bevorstehenden Fest, und zu einer Litanei gleichsam als Vigilie. Blasius bat, sie nicht vor fünf Uhr zu halten, indem gewiß viele seiner Leute herüber gehen werden, die nicht früher kom-

men könnten. Die Lampe vor dem Altar wurde mit Oehl versehen, Wachskerzen und Wein hatte mein Vater mitgebracht. Ein schöner Ornat war vorhanden, auch drei Priester, doch keine Möglichkeit anständiger Musik zu einem Hochamt. Es fand sich ein Glöckchen im Sakristeikasten: »Wer wird ministriren?« fragte der Consistorialrath. »Da ist einer, der's kann,« sagte Pater Rauter, und winkte mir. Da ich nun gewissermaßen ein Amt bei dem Fest hatte, suchte ich nach, ob es nicht Ministrantenröcke gebe; ich fand deren vier in der untersten Lade sammt Kragen mit Goldborten und Chorhemden. Jetzt ließ ich mir sogleich angelegen seyn drei Buben aufzusuchen, die sich mit mir zusammenschickten, und fand sie. Vormittag hatte ich nun mit dem Unterricht und dem Exerciren dieser Buben bis zum Essen zu thun, wo ich meine Absicht vortrug; sie fand wenig Beifall, man besorgte Confusion. Der gute Franciscaner aber lobte meinen Gedanken, und nahm es auf sich, uns Nachmittag in der Kirche selbst bei verschlossenen Thüren, mit den Geräthschaften in der Hand, noch vor der Litanei genüglich abzurichten. Um zwei Uhr waren wir bestellt, um vier Uhr entließ er uns mit der Ueberzeugung, daß wir die Andacht ehe befördern, als stören würden. Es ging auch ohne den geringsten Fehler bei der Segenmesse; das war der Sanftmuth des geduldigen Priesters allein zu verdanken.

Ich sah eben den Ziegelschlägern zu, als um dreiviertel auf fünf Uhr das erste Zeichen zur Lita-

nei mit der Thurmglocke gegeben ward; den Arbeitern fielen die Formen aus den Händen, die Zimmerleute daneben erhoben die Hacken nicht mehr, die Steinbrecher oben blieben gebückt, was hin und her ging, stand erstarrt. Die Leute wußten wohl, daß sie einen eigenen Seelsorger bekommen würden, doch auf den Glockenklang in diesem stillen Thale waren sie nicht vorbereitet. Selbst mein Vater sagte, der Klang der Glocke, welche 194 Jahre geschwiegen, habe einen ganz eigenen Eindruck auf ihn gemacht; die Vorstellung, in dem Thale zu leben, sei ihm jetzt erst recht lieb geworden. Als um fünf Uhr das zweite Mal geläutet wurde, lief alles zur Kirche, keiner fehlte, auch die vom Berghof und vom Geheg waren angekommen. Nachdem die Gebete verrichtet waren, stellte sich der Consistorialrath vor den Altar, machte der Gemeinde den Gegenstand des morgenden Festes bekannt, und forderte sie auf, durch ein gottgefälliges Leben ihrem Seelsorger Liebe und Ehrfurcht zu bezeugen. Dann verkündete er: »Heute ist Feierabend, morgen ist Feiertag; um fünf Uhr wird die erste Messe seyn, um sechs Uhr die Segenmesse und Predigt, um acht Uhr noch eine Messe; von jetzt an bis acht Uhr, wenn es nöthig seyn sollte, werden wir alle drei anwesenden Priester in unsern Zimmern Beicht hören, auch morgen früh abwechselnd, wie jeder Zeit hat; nach jeder Messe wird das heiligste Sacrament ausgetheilt werden. Gott beschütze, erleuchte und segne euch!«

Von meinem Vater angefangen, bis zum letz-

ten Buben, der gefirmt war, ging alles zur Beicht und Communion. Der Feiertag, obgleich nur für diesen einzelnen Tag angeordnet, wurde ernstlich geheiligt; das Gefühl an einem Tisch des Herrn mit einander gewesen zu seyn, ließ die Gemeinschaft der Heiligen und die Gleichheit der Seligen im Himmel ahnen. Der Geist des Christenthums schwebte mit seinen Segnungen über der Gemeinde.

Die Hausväter, welche in dem Thal zu woh- nen beschlossen hatten, nahmen noch einige Abrede. Man fand für die Zukunft einen Schuhmacher nöthig und einen Binder, indem man mit der Menge des Sandes ohne die Amalgamationsmethode nicht fer- tig werden könnte, auch Haus- und Feldwirthschaft Binderarbeit bedürfe. »Einen Hafner (Töpfer) brauchten wir jetzt gleich, sagte Grindel, der Win- ter ist vor der Thür, und die Knappenhäuser haben keinen Ofen; für den Fall der Noth lasse ich, sobald der Ziegelofen steht, Stubenöfen mauern.«

»Das können wir ja in allen Häusern thun, und brauchen keinen Hafner,« meinte Chrysanth.

»Damit würden die Frauen schlecht zufrieden seyn, sagte mein Vater, und, daß Kochgeschirr zer- bricht, werden wir auch nicht vermeiden können.«

»Ja wohl, fiel der Schmid ein, und das Her- einbringen kostete mehr als die Sache werth ist, hier aber ist Lehm und Holz genug. Und es schickt sich ge- rade, daß wir in Pludenz zwei Hafner haben, wo einer genug wäre. Der jüngere ist ein Anfänger und thut hart; sein Vater hat schlecht gewirthschaftet,

und es geht Alles zu dem ältern. Der hat eben keinen Reichthum, aber er hat auch keine Kinder; das wäre recht ein Mann für uns, und wie ich ihn kenne, geht er desto lieber herein, da er das gute Werk ausüben könnte, dem jüngern seine Gerechtsame mit zu übergeben, und ihm so auf die Beine zu helfen.«

»Wenn er das thut, sprach der Vater, so soll er uns ein höchst willkommner Mann seyn.«

»Ich habe also noch fünf Häuser zu bauen, fragte Grindel, eines für mich, eines für dich Dailer, dann noch für einen Schuster, einen Binder, einen Hafner.«

»Eine Mühle brauchen wir auch, das wäre gar zu beschwerlich, das Korn immer auf dem Berghof hinüber und herüber zu schleppen.«

»Erst die Nase, dann die Brille, Bruder, sagte Blasius, ihr habt ja noch keinen Acker.«

»Meinetwegen mag die Mühl noch ein paar Jahre warten, aber das Schlemmwerk muß aufs Jahr das erste seyn, verstehst Grindel.«

»Ich bleibe bis halben October hier, und werde sehen, was sich machen läßt. Mein Achaz muß diesen Winter zu einem Tischler in die Werkstatt gehn, damit er etwas leimen, falzen und anstreichen lernt; mehr Tischlerarbeit werden wir hier nicht brauchen. Aufs Frühjahr kommen wir dann wieder.«

»Ich aber gehe gleich morgen, sagte Dailer, und komme erst künftigen Sommer, einstweilen will

ich mich bei meinem Nachbar Schlosser umsehen; mit Hammer und Feile weiß ich ja umzugehen.«

Tags darauf ward die Rückreise angetreten; ich durfte beim Oheim Chrysanth bleiben, bis Grindel mich mit nach Haus nahm. Ich ministrirte alle Tage dem Pfarrer Rauter mit dem geschicktesten von jenen Dreien, und er vertrat dann in meiner Abwesenheit den Dienst ganz gut, besorgte auch das Läuten. Uebrigens erfreute es mich, den Arbeitern zuzusehen oder meinen Oheim zu begleiten. Er verstand gut anzuordnen, Grindel gut auszuführen; so viel möglich war, kam in guter Ordnung zu Stande. Noch zwei Jahre kam ich zu den Vacanzen in dieses Thal, wo mich immer der Oheim abholte, und Grindel zurück führte. Erst im Herbst des dritten Jahres war alles so vollständig hergestellt und mit dem Nöthigen versehen, daß mein Vater mit seiner Familie herein ziehen konnte. Ihn begleitete der Bruder meiner Mutter, der durchaus von seiner Schwester nicht getrennt leben wollte, und ein durch Ränke falscher Freunde um Hab und Gut gebrachter Bindermeister, der den Tag hart erwartete, von welchem an er nur werde arbeiten dürfen, um außer Sorgen nur unter guten und redlichen Menschen zu leben. Grindel, Dailer und der Hafner, Barbisch genannt, waren schon das Jahr vorher eingewandert.

Ich nahm endlich Abschied von meinen Aeltern, und trat mit ihrem Willen und ihrem Segen in den Jesuitenorden. Noch zehn Jahre blieb ich in Innsbruck, erst in meinem 26. Jahre ward ich Priester,

meine Aeltern mit meinen zwei Brüdern, der Oheim Chrysanth und Grindel, der mir immer sehr gut war, kamen zur Feierlichkeit meiner ersten Messe. Mein Vater, der mich nun als Freund behandelte, erfreute mich mit der Erzählung seines Jugendlebens und mit der Versicherung, daß ihn sein Schritt noch nicht gereut, und der Aufenthalt in Einöd durch die gesegnete Führung Rauters und den verständigen Eifer der Freunde immer angenehmer werde. Chrysanth vertraute mir, daß die Goldwäscherei seine Erwartung noch übertroffen habe, und der Berg sich fortan bauwürdig zeige. Grindel wünschte mit der heitersten Selbstzufriedenheit nur, daß ich einmal nach Schloß Einöd kommen möchte, um zu sehen, wie alles so schön und zweckmäßig erbaut sei.

Ich kam wieder, aber erst nachdem ich auf Befehl meiner Obern 36 Jahre entfernt von meinem Vaterlande, und größtentheils weit entfernt, gelebt hatte; und keinen von allen diesen lieben und guten Menschen fand ich wieder.«

Mit diesen Worten stand der Geistliche auf und trat ans Fenster, wahrscheinlich um seine Bewegung zu verbergen. Obwohl er ein Jesuit war, fühlte ich doch unwillkührlich Ehrfurcht für ihn und wollte ihn nicht stören. Nach einer Weile rief er mich ans Fenster: »Sehen sie da unsre Jäger vom Berg herab kommen, sie scheinen gute Jagd gehabt zu haben. Gehen wir ihnen eine Strecke entgegen.« Wir gin-

gen, am Fuß des Berges trafen wir zusammen, sie schritten lachend heran. Claudius hatte einen Rehbock über die Schulter hangen, Blasius schleppte einen Hasen an den Springern. »Ich gratulire,« sagte ich, und es war mir Ernst bei der Ansicht solcher Entschädigung für die zwei Fasttage.« »Das ist noch nicht alles, sagte Blasius, die Waidtaschen sind auch nicht leer, und einen Hirschen haben wir, und den habe ich geschossen.«

»Ich glaube der erste,« sagte der alte Herr.

»Ja«, antwortete der Knabe mit Stolz, und glänzte wie ein siegender Held, »jetzt fehle ich keinen mehr.«

»So glaubt man oft, und fehlt doch.« Damit verließ uns der Geistliche, und ich begleitete den guten Claudius nach seiner Wohnung. »Nimm einen Karren,« sagte er zum ersten Knecht, der uns im Meierhof unterkam, »und noch einen Knecht mit, oben nicht weit vom Weg nach der Alp, bei den drei alten Birken liegt ein Hirsch, der muß heute noch herunter.« »Weib,« rief er dann, »Cenzy!«

»Ja,« antwortete sie vom Zimmer am Thurm heraus.

»Nimm die Schlüssel, die Fleischkammer kriegt Gäste!«

»Was sagst, Claudi?« sagte sie, kam mit den Schlüsseln heraus und sperrte die Fleischkammer auf. Darin warf er den Rehbock ab, und zog einen Hasen aus der Waidtasche, Blasius warf auch seinen hin, und brachte noch einen Spielhahn zum Vor-

schein. Lienhard, dessen Geschäft es ist, das erlegte Wild aufzubrechen, auszuweiden, abzustreifen, größere Thiere auch auszuhacken, kam herbei: »Sie sollen um einen Hirsch fort seyn, ist's Ernst?« fragte er.

»Mach dich der Weile über den Rehbock, und sag den Leuten nach der Litanei, was wir haben; wer davon will, soll morgen vor der Messe kommen.«

»Sag aber nichts von dem Spielhahn; ich bin froh, daß wir etwas Seltsameres haben, unserm Gast aufzuwarten,« setzte Crescentia hinzu.

»Ich habe wirklich nie von solchem Vogel gekostet,« sagte ich, indem ich ihn genau untersuchte, aber es ist ohne Zweifel tetrao tetrix.«

»Ich aber sag', es ist richtig ein Spielhahn,« erwiederte die Frau, »und ich werde ihn über Nacht in eine gute Beitze legen; darauf verstehe ich mich. Jetzt muß ich zur Küche schauen; b'hüt Gott indessen.«

»Ich möchte dich in die Viehställe führen,« sagte Claudius, »aber sie haben jetzt kein Ansehen, der größte Theil des Rindviehes ist noch auf der Alm, die Schafe alle; das sieht man aber von auswendig, daß es ein Kreuzkopf gewesen seyn muß, der diesen Meierhof angelegt hat. Die Ställe alle um die Tränke und die Düngstatt herum, und in Verbindung mit den Scheunen, Heu- und Strohböden, so daß man beim schlechtesten Wetter mit dem Futter trocken hin und her kommen kann. Auf der andern Seite die Wohnungen für die verheiratheten Melker, die Wasch-

und Meierküche, der Getreidekasten, alles gemauert, dahinter der Hühnerhof. Den kann ich dir zeigen, der darf sich sehen lassen.«

Auch hier standen die niedrigen Ställe rund herum, in der Mitte das hohe Taubenhaus, daneben ein Ententeich; als wir eintraten, wimmelte es von Geflügel um uns herum, sie glaubten, wir brächten Futter. Eine zahlreiche Familie der Gallina meleagris die man in Oesterreich Indianer, in Sachsen calecutische Hühner, und beinahe in jeder Provinz Deutschlands anders nennt, fehlte auch nicht.

Die Kirchenglocke ertönte. »Samstag ist früher Feierabend,« sagte Claudius, »so ist auch früher Litanei. Gehen wir.«

Wir gingen, und der Abend verfloß wie gestern, nur daß man zu Ehren Mariä eine kürzere Litanei betete, und daß mir Burgerl viel interessanter war, seitdem ich von Goldbergwerk und Goldwäscherei gehört hatte. Am Sonntag weckte mich mein Kammerdiener Blasius sehr früh mit den Stiefeln und der Chocolate, damit ich ja die Messe, die heute um 6 Uhr war, nicht auch versäumte. Die Messe war ziemlich lang, am Ende derselben rührte sich niemand, ich blieb also auch um kein Aufsehen zu machen. Der Pfarrer, so muß ich ihn wohl nennen, ging hinter den Altar, legte das Meßkleid ab, und kam im Rockett und Stola wieder. Oben an der Seite stand eine kleine, nur drei Stufen erhöhte Kanzel, in diese trat er, und verkündete: »Die Schutzengel-Bruderschaft ist für jetzt entlassen, und

kommt Nachmittag um zwei Uhr wieder.« Die Kinder gingen, zuerst die Mädchen, dann die Knaben paarweise still aus der Kirche, der alte Zimmermeister mit ihnen, der aber bald wieder kam. Nun fing der Pfarrer, wie ich gleich befürchtet hatte, eine Predigt an; sein Text war, niemand kann zweien Herren dienen. Dieser Gemeinplatz mißfiel mir sogleich; das weiß wohl Jedermann, ohne daß man einen Pfarrer dazu braucht. Ich gab wenig Acht auf seine fernere Rede, und sah nach der Burgerl hinüber, die keinen Blick herüber warf. Die mit besonderm Nachdruck ausgesprochenen Worte: »Ist nicht das Leben mehr als die Speise? und der Leib mehr als die Kleidung?« konnte ich nicht überhören. Ich muß gestehen, daß ich nach Allem, was ich über Jesuiten gehört und gelesen habe, eine gewähltere Diction erwartet hätte. Dann sprach er von Lilien auf dem Felde: ich werde ihm gelegenheitlich erinnern, daß diese längst aus der Mode gekommene, also zu keinem Bilde kaum mehr taugliche Blume, nicht im Felde, sondern nur in Gärten wächst; ein bischen Naturgeschichte thut auch dem Prediger gut. Endlich verfiel er auf einen Gedanken, der mich von seinem gänzlichen Mangel an Kritik überzeugte; er versicherte uns nämlich, König Salomon sei in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen wie eine der Lilien. Dieses alles sollte, soviel ich abnahm, als Eingang zur Lehre dienen, man dürfe nicht zu große Sorgfalt auf Kleidung und auf Essen und Trinken verwenden; eine Lehre, im Thale überflüs-

sig, außer dem Thale unzuläßig, denn sie würde die Industrie hindern und den wohlthätigen Umlauf des Geldes hemmen. Die Predigt war aus, ohne irgend eine gesunde Moral. Nun verkündete der Pfarrer: »die Dreifaltigkeits-Bruderschaft ist entlassen die Marien-Bruderschaft bleibt noch.« Ich wollte mit Cassian gehen, er hielt mich aber im Stuhle zurück: »Du bist noch unverheirathet, gehörst also zur Marienbruderschaft.« Da ich sah, daß Burgerl ganz ruhig sitzen blieb, ließ ich mir's auch gefallen. Nun erinnerte der Pfarrer, es sei heute auch das Fest des heiligen Ludwig, und erzählte uns kurz seine Geschichte. Die große Verehrung, die dieser König von Frankreich bei jeder Gelegenheit für seine Mutter Blanka äußerte, und sein wiederholter Kreuzzug gaben dem Pfarrer Gelegenheit, Ehrfurcht für die Aeltern und Beharrlichkeit im guten Vorsatz anzuempfehlen. Beide Lehrsätze sind an und für sich nicht zu verwerfen; allein er dehnte den erstern auch auf Vormünder, Obrigkeiten, Lehrer, Priester, Vornehme und sogar auf alte Leute, und überhaupt so weit aus, daß alles edle Selbstgefühl darunter ersticken müßte. Der zweite Lehrsatz würde von großer Wirksamkeit gewesen seyn, wenn er hätte zeigen können, wie der König mit Beharrlichkeit beim festen Vorsatz Moräste ausgetrocknet, Berge durchbrochen, Canäle gegraben und so sein Land glücklich gemacht habe; und dann auf die Beharrlichkeit übergegangen wäre, womit die Vorfahren der gegenwärtigen Gemeinde dieses Thal wieder bewohnbar gemacht haben. Allein

die Schwärmerei der Kreuzzüge zur Erspieglung aufzustellen, konnte von keiner Wirkung seyn; für etwas dergleichen sind die Menschen zu klug geworden.

Ich freute mich, daß der Sermon noch vor einer halben Stunde am Ende war, und ich endlich der Kirche entkam, draußen hatte Burgerl gleich freundliche Blicke für mich, und sogar eine Hand. »Komm,« sagte sie, »jetzt will ich dir den Garten recht zeigen, bis zehn Uhr habe ich Zeit.« Wir gingen wie Brautleute von der Kirche zum Schloß, da hieß sie mich warten am Thor, bis sie die Kirchenkleider abgelegt hätte. Bald kam sie in frischen Hemdärmeln und kurzem Rocke wieder. Im Garten zeigte sie mir zuerst die Küchengewächse; sie standen rein gehalten in schöner Ordnung, es fehlte nichts, was man zu dieser Jahreszeit in den besten Gärten findet; in den mit Erdbeeren eingefaßten Rabatten trugen niedere, unter dem Messer gehaltene Bäume gewählte Früchte; die Zwischenräume waren mit Blumen geziert; an den Wänden prangten Weintrauben, Pfirschen und Aprikosen. Sie brach mir eine der köstlichsten, die ich auf der Stelle essen mußte. Wir kamen zu den Citronen, worauf das Glashaus folgte, das bis auf einige Cactus und Mesembrianthemum leer war. Ein Blumengerüst mit dem nöthigen Schirm und von Lorberbäumen umgeben, machte das Gegenbild zum Glashaus, dazwischen auf steinernem Postament eine weiße Marmorplatte mit horizontaler Sonnenuhr; jenseits die Orangen ein Feigenkasten, und die Melonenbeeten. Diese ganze

Abtheilung scheint neuern Ursprungs. Wir gelangten in einen Zwespenwald, ohne Zweifel schon zum alten Garten gehörig, und von da auf unregelmäßige Wiesenflecke mit ungeheuern Aepfel- und Birnbäumen. Wir stießen auf ein Bassin, in dessen Mitte aus steinerner Urne zwei Zoll hoch Wasser hervorsprudelte.

»Da schöpfen wir das Wasser zum Begießen,« sagte sie.

»Das ist offenbar ein Springbrunnen,« bemerkte ich.

»Ein Springbrunnen? das wäre schön. Warum springt er denn nicht?«

»Es fehlt nur der gehörige Aufsatz. Vielleicht ist ein solcher vorhanden.«

»Der Vater hat allerhand Gerümpel im großen Kasten auf dem obern Saal. Komm, suchen wir.«

Wie in die Wette liefen wir ins Schloß zurück, und sprangen die zwei Stiegen hinauf. Aus dem unverschlossenen Kasten zog sie eine Lade hervor, da war allerlei kleines Eisenzeug; da war der Aufsatz nicht, in der zweiten mit Holzzeug eben so wenig; in der dritten mit Messing- und Zinngeräthe fand er sich. Nun eilends wieder hinunter zum Bassin. In unüberlegtem Eifer bedachte ich nicht, wie alt etwa der Steg seyn mochte, der vom Rand zur Urne führte. Er brach ein mit mir, ich verletzte mich am Knie, glitt im Schlamm am Boden aus, und fiel auf den Rücken hinein. »Maria und Joseph hilf!« rief das Mädchen, und warf sich zu Boden, um mit

der Hand mich unterm Wasser zu suchen. Ich hatte schnell eine sitzende Stellung wieder gewonnen, doch die Schlüpfrigkeit des Schlamms und der Schmerz am Knie hatten es mir unmöglich gemacht, ohne ihre Hülfe auf die Beine zu kommen. Die lebhafte Theilnahme des Mädchens tröstete mich über meinen Unfall, und sobald ich nur wieder fest auf trocknem Boden stand, war er mir sogar willkommen, da er Gelegenheit gab, ihre Gesinnung für mich unzweideutig zu offenbaren. Als sie mich bis auf die am Knie zerrissenen Beinkleider unbeschädiget sah, trat sie ein paar Schritte zurück, sah mich von der Seite an, ging um mich herum, und brach in ein hellgellendes Gelächter aus. Ich mag wohl, zitternd und von allen Seiten triefend, mit dem großen Riß in den Beinkleidern, rückwärts mit Schlamm überzogen, eine ganz miserable Figur dargestellt haben, allein so unbändig lachen hätte sie doch nicht sollen. Mit vieler Gutmüthigkeit rieth sie mir, auf mein Zimmer, und ins Bett zu eilen, sie werde sorgen, daß ich etwas für den Schrecken, für das Knie, und für Bekleidung erhalte; das alles aber unter dem fatalen unaufhörlichen Lachen. Wirklich hatte ich kaum meine beschmutzten Kleider auf den Stühlen herum aufgehängt und mich ins Bett gelegt, als schon Clara mit einer Herzstärkung kam; es waren zwei in Branntwein mit Gewürz eingemachte Kirschen, die ihren Dienst thaten. Bald kam auch Cassian mit einem Glas Wasser und Blasius dick bepackt mit Kleidungsstücken seines Vaters, ein paar

Leinwandflecke in der Hand. Cassian legte mir auf mein blutendes Knie einen Umschlag von eiskaltem Wasser; ich protestirte, und wollte ein Pflaster aus einer Hausapotheke, er aber versicherte, das sei das beste Pflaster. Ich erhielt die Weisung mit dem Umschlag zu wechseln, so oft Blasius frisches Wasser bringe; und diesem befahl er, fortan zwischen meinem Bett und dem Brunnen damit unterweges zu seyn. »So wirst du,« sagte er ferners, »dich noch zu rechter Zeit anziehen und frisch und gesund mit uns essen können.«

Er hatte recht; nach etwas mehr als einer Stunde stand ich auf und Blasius half mir mich anzuziehen. Es ging schlecht; Strümpfe und Bundschuhe waren mir zu groß, die Beinkleider zu kurz, Camisol und Jacke zu weit und zu lang. Jetzt erst vermißte ich meinen Hut, der noch im Bassin lag. Blasius ging ihn zu holen, und nahm meinen ganzen Anzug mit, um ihn an der Sonne auszubreiten. Er blieb lang aus, ich besah mich im Spiegel, ich schien mir eine komische Figur, es war mir unbehaglich in dieser Kleidung, und ich fürchtete ein gewisses Lachen. Endlich kam Blasius: »Dein Hut, berichtete er, hat sich so angesoffen, daß er bald untergegangen wäre. Ich habe ihn aufgehängt. Da schickt dir der Vater einen neuen.« Der Hut, als ich ihn aufsetzte, fiel mir auf die Nase; die Tiroler haben Köpfe wie die Schotten. Es wurde zum Essen geläutet. Anfangs ging es ziemlich gut, die Gegenwart des Pfarrers und Großoheims machte Burgerl die Augen

niederschlagen; in der Folge aber, so oft sie mich ansah, mußte sie die Serviette vor den Mund halten. Clara eröffnet das Gespräch mit der Entschuldigung über Suppe und Rindfleisch. Wir schlagen im Sommer nur zu heiligen Zeiten, wo man den Dienstleuten besonders aufzuschüsseln pflegt, ein Rind, abwechselnd mit dem Vetter auf dem Berghof, und verzehren es gemeinschaftlich; außerdem würde uns mehr als die Hälfte zu Grunde gehen. Im Winter aber schlachten wir alle Woche, und was wir alle mit einander in fünf Fleischtagen nicht verzehren können, das räuchern wir für den Sommer.«

Diese Erklärung war mir nothwendig, sonst wäre mir der Geschmack der Suppe gar zu fremd gewesen, das geräucherte Fleisch war gar nicht übel, blauer Blumenkohl mit Hirschleber vortrefflich, eben so ein stattlicher Hirschziemer mit Johannisbeerensauce. Dann wurden Früchte und Backwerk gebracht.

»Wo bleibt denn, fragte Claudius, dein Spielhahn, Cenzy, auf den du dir soviel eingebildet hast?«

»Teukes, den habe ich in der Beitze vergessen!« sagte sie, und wollte aufstehn. Der Geistliche aber faßte sie an der Hand, und tröstete sie, während viel gelacht wurde, mit der Versicherung, für heute sei es zu spät, und der Spielhahn werde uns morgen auch gut schmecken. Man war während dem ganzen Essen so höflich gewesen, meines Sturzbades nicht zu erwähnen und meine veränderte Kleidung nicht zu bemerken; wahrscheinlich auf Anleitung des Jesuiten. Allein Burgerls Serviette machte mir so

viel Verdruß, daß ich selbst anfing: »Ich würde einen Boten reichlich bezahlen, der mir von Innsbruck Kleider und Wäsche holte.«

»Wozu?« fragte Cassian, »du kannst mein Gewand tragen, bis deines trocken ist, und länger, wenn's dich freut.«

»Ich bin großen Dank schuldig für alle Güte und Aufmerksamkeit, allein dieses Gewand will mir doch nicht recht passen« — Burgerl biß die Lippen und rückte mit dem Stuhl — »und mein Rock sieht aus, daß ich zweifle, ob er sich wieder herstellen läßt.« Da sprang das Mädchen auf, und rannte die Stiege hinab; ich hörte sie unten lachen. Im Aerger darüber setzte ich hinzu: »Ich werde zugleich meinem Freund schreiben, daß er mir Wagen und Pferde bis auf des Herrn Vetters Geheg entgegen schickt, so kommt der Bote schneller zurück, und ich befreie das Haus von einer lästigen Einquartirung.«

»Wie?« sagte der Pfarrer, »denken Sie uns schon zu verlassen, nachdem Sie erst einen einzigen Tag von Früh bis Abends bei uns gelebt haben? Das darf nicht seyn; wir haben am Sonntage das Schutzengelfest, den großen Feiertag der Kinder.«

»Seien Ew. Hochwürden unbesorgt,« sagte Cassian, »er kann uns nicht durchgehen; die Leute auf des Vetters Alp lassen keinen weiter, ohne ein Zeichen von mir. Aber eben weil wir wollen, daß unser Gast noch dem Kirchweihfest und Hochzeitfest beiwohne, und erst mit Claudius abreise, wird es

ihm gut thun, sich Kleider und Wäsche bringen zu lassen.«

»Wohl gesprochen. Wie geht es der Kunigunde?«

»Ich habe ihr gestern Abends Grantensaft gegeben, heute geht es besser.«

Das Wort Hochzeitfest hatte mich frappirt, allein da der Pfarrer unmittelbar darauf um die Zimmermannstochter fragte, begriff ich, daß es diese angehe. Inzwischen hatte Burgerl wieder mit aller Sittsamkeit ihren Platz eingenommen, und ich fragte ganz beruhigt, auch ohne den geringsten Widerwillen gegen mein längeres Bleiben: »Was ist das Granten?«

»Das sind die rothen Schwarzbeeren; sie wachsen nur im hohen Gebirge auf niedern Sträuchern, und haben einen angenehmen säuerlichen Geschmack.«

»Das ist vaccinium vitis idaea; ist nicht officinell.«

»Leistet jedoch sehr gute Dienste bei hitzigen Paroxismen.«

»Ich sehe, daß ich den Protomedicus des Thales vor mir habe; wie bist du denn zu diesen Kenntnissen gekommen?«

»Mein Oheim Franz war graduirter Doctor, er unterrichtete mich bis zu seinem Tode, hatte treffliche medicinische Bücher, und ich lasse mir deren von Innsbruck nachkommen.«

»Innsbruck macht mich wiederholen, daß ich einen Boten reichlich bezahlen will —«

»Unsere Leute kennen Gott Lob! das Geld nicht, und den Weg nach Innsbruck eben so wenig, aber ich habe Leute von der Berghofer Alp in der Kirche gesehen, die bleiben über Mittag; Blasi, spring hinüber in den Meierhof; wenn sie noch da sind, soll Einer herkommen.« Der Knabe eilte davon, und ich fuhr inzwischen in unserm Gespräche fort: »der Herr Bruder Claudius ist also wahrscheinlich der Wundarzt?« Es entstand ein kleines Gelächter über diese Frage, und Cassian antwortete: »Mein Bruder hatte von Jugend auf entschiedenen Hang für die Landwirthschaft, er brachte einige Jahre auf dem Berghofe zu, um sie aus alter Erfahrung zu lernen; bei dieser Gelegenheit lernte er auch Beinbrüche einrichten und Viehkrankheiten behandeln, und so ist er gewissermaßen Arzt und Wundarzt zugleich.«

»Wie aber, wenn Aderlässe nothwendig sind?«

»Ich bin sparsam mit dem Blute; wenn es aber seyn muß, bin ich da, der es nach den Regeln der Kunst versteht. Ich mußte sechs Schulen studiren, dann ein Jahr bei einem Wundarzte practiciren, dann noch ein Jahr bei verschiedenen Handwerkern, die wir im Thale nicht haben, weil wir sie selten brauchen, die vorzüglichsten Handgriffe erlernen. Mein Vater ließ es sich etwas Namhaftes kosten, damit man mir in wenigen Wochen beibrachte, woran gewöhnliche Lehrjungen einige Jahre zu lernen haben; das Gläserhandwerk habe ich in Einem Vormittage gelernt. Dafür bin ich aber

Staatliche Bibliothek Bamberg

auch Gläser, Schlosser, Uhrmacher, Anstreicher, Riemer und Tapezierer auf der ganzen Herrschaft Einöd.«

»Nach diesem klugen Beispiele deines Vaters wirst du nun wohl auch deinen Sohn nach Innsbruck schicken?«

»Das werde ich nicht thun. Ich erinnere mich gar zu gut, wieviel es brauchte, ehe mir nach einem achtjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt das einsame Leben hier wieder erträglich wurde. Mein Blasius kann das alles von mir lernen, und lernt es wirklich, und mein Bruder wird auch einen wackern Landwirth daraus machen; nur zum Aderlassen ist seine Hand zu schwer. Da hilft die Schwester Clara aus, die alles kann, wenn sie Zeit hat.«

Clara wollte sich gegen diesen boshaften Vorwurf vertheidigen, da kam Blasius mit der Nachricht, es stehe schon einer unten. Man stand auf, um mich meinen Brief schreiben zu lassen. »Nach der Kinderlehre,« sagte noch Cassian, »ist Vesper, und nach der Vesper sind wir auf der Schießstatt beisammen.«

Weit entfernt, früher von Einöd aufzubrechen, als mein etwas trockener, doch sehr gefälliger Wirth wollte, schrieb ich meinem Freunde, daß ich mich wohl befinde, daß ich ihn erst gegen Ende des künftigen Monats wieder sehen werde, und daß er mir durch den Ueberbringer einen zweiten Anzug sammt Stiefeln schicken sollte. Dem Boten gab ich einen Bankzettel von 10 fl., wofür er mir möglichste Eile

versprach, und lachend davon sprang. Nun schrieb ich wieder an dieser meiner Geschichte. Ich hörte wohl in die Vesper läuten, allein ich war mir diesen Tag schon zu viel in der Kirche gewesen; ich sah wohl, wie die Leute aus der Vesper gingen und hörte bald darauf schießen, allein ich kam mir gar zu lächerlich vor in dem Anzuge, der mir nicht paßte, auch wußte ich nicht, wo etwa mein Hut hing; ich schrieb fort. Eine Stunde nach der Vesper ungefähr besuchte mich der Pfarrer wieder. »Ich muß doch sehen,« sagte er, »wie Sie sich befinden, da Sie nicht auf die Schießstatt kommen, wo die Leute von Einöd Sie erwartet haben?« Ich sagte ihm die Ursachen aufrichtig.

»Sie würden in der Landestracht nur desto willkommner gewesen seyn, und die Unart der Walburga, bitte ich, vergeben Sie. Man sollte im neunzehnten Jahr zwar nicht mehr kindisch seyn, aber sie ist es noch, doch ohne Arges und vielleicht gerade in Folge eines reinen Gewissens. Es kostete nur ein Wort, so versprach sie, nicht wieder zu lachen; das heißt, wenigstens über diese Kleidung nicht mehr.«

»Ich aber kann meine Unvorsichtigkeit, womit ich so viel Unruhe und Plage verursacht, und selbst dem guten Mädchen eine Ausstellung zugezogen habe, nicht mehr vergessen.«

»Glauben Sie es nicht; bald werden Sie alles vergessen haben, was Ihnen daran unangenehm ist, und nur die Erinnerung wird bleiben, daß man mit

gutem Willen geholfen hat, so gut man konnte. Das ist eben die besondere Gnade Gottes, daß wir alles Leiden, alles Ueble so leicht vergessen, und nur die angenehmen Eindrücke lang behalten.«

»Das ist bei mir nicht der Fall; ich kann einen Verlust oder eine Beleidigung so leicht nicht vergessen.«

»Doch lehret Christus das Gegentheil.«

»Ich habe wohl als Student, wo ich in die Predigt gehen mußte, gehört, wenn man eine Ohrfeige bekommt, soll man auch die andere Wange darbieten; allein solche Lehre mag vor Alters ganz gut gewesen seyn, zu unserer Zeit ist sie gar nicht practisch.«

»Ich dächte doch; indem sie uns gleichnißweise vor Zorn und Rachsucht warnet.«

»So ist wohl auch der triviale Text Ihrer heutigen Predigt nur gleichnißweise zu verstehen?«

»Allerdings, indem er uns vor Geiz und Habsucht, vor übermäßiger Sorge für das Zeitliche warnet. Uebrigens ist der Text von der Kirche für diesen Sonntag vorgeschrieben, und für jeden Fall, Herr Doctor, würde ich an Ihrer Stelle, wenn ich schon glaubte, daß die einfache göttliche Lehre eines Beiwortes aus fremder Sprache bedürfe, die Worte Christi niemals trivial, sondern allenfalls populär nennen; dabei wäre weniger Gefahr, Aergerniß zu geben.«

»Aergerniß geben wollte ich nicht; ich hielt es für ein altes Sprichwort, daß niemand zwei Herren

dienen könne. Aber wozu diese Gleichnisse? warum predigt man nicht reine, klare Moral? Religion und Moral sind doch nur Eines und dasselbe.«

»Bei weitem nicht!«

»Es kann keine Religion geben, die der Moral entgegengesetzt ist.«

»Entgegen gesetzt sind sie einander nicht, aber verschieden.«

»Erklären sie mir das in einem Beispiel.«

»Als ein erklärendes Beispiel kann man sagen, von den zehn Geboten Gottes betreffen die ersten drei Religion, die sieben andern Moral.«

»Ich muß gestehen, daß ich die zehn Gebote nicht genug im Gedächtniß habe, um ihrer Meinung mit Ueberzeugung beizupflichten, oder sie zu widerlegen. Machen sie mir ihre Meinung auf andere Weise begreiflich.«

»Nun denn, so kennen sie doch die Lehre Christi: Liebe Gott über alles, und den Nächsten wie dich selbst? Da haben sie Religion und Moral neben einander. Und wenn sie den Nächsten um Gotteswillen wie sich selbst lieben, so wird auch die Moral zur Religion.«

»Das ist mir noch nicht klar genug.«

»Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu auch andern nicht. Das war der Hauptgrundsatz und die Summe der Moral, welche die alten civilisirten Völker durch das natürliche Licht der Vernunft erkannten. Christus hat diesen negativen Grundsatz positiv und schöner in der Lehre ausge-

drückt, liebe den Nächsten wie dich selbst, das ist, wie du willst, daß man gegen dich handle, so handle auch gegen andere. Beide Grundsätze, welche die ganze Moral umfassen, enthalten nicht die geringste Idee von Gott. Doch hatten diese alten Völker und zwar aus sehr alter Tradition Begriff von Gott, und von einem obersten Gott, wenn gleich ihre Phantasie unzählige Untergottheiten erfand; auch bei ganz wilden Völkern ohne alle Moral findet man den Begriff von Gott. Die Allgemeinheit dieses Begriffs, welcher der Grundstein aller Religion ist, zeigt die Nothwendigkeit einer Religion und ihre Verschiedenheit von der Moral.

»Ich bestreite nicht den Begriff von Gott, er läßt sich aus der reinen Vernunft rechtfertigen; allein ich kann mir diesen Begriff nur construiren, indem ich mir ein in jeder Rücksicht weit über die Menschheit erhabenes Wesen denke, dem es sehr gleichgültig seyn kann, was wir auf der kleinen Erde thun, ob wir es lieben oder fürchten oder gar nicht daran denken.«

»Ich construire meinen Gott nicht, sondern ich glaube ihn, wie er sich in dem heiligen Evangelium geoffenbaret. Bitten sie junger Mann, das rathe ich ihnen väterlich, bitten sie um die Gnade des Glaubens; sie sind auf üblem Wege.«

Jetzt kam Clara mit meinem Hut, sonst hätte ich diesen Tag die dritte Predigt anhören müssen.

»Der Hut ist noch naß,« sagte sie, indem sie sich zu uns setzte, »und wenn ich ihn länger hängen

lasse, wird er im Thau noch nässer. Deine übrigen Sachen sind trocken, und die Burgerl will sie dir, wenns möglich ist, morgen Vormittag herstellen.«

»Das ist ja eine überaus thätige und gütige Person, deine Nichte,« sagte ich sehr erfreut.

»Ja, der sie nimmt, geht an keinen Stock an, sie thut zwar noch etwas jung für ihre Jahre, ist aber doch schon im Stande einem Hauswesen vorzustehen, ist flink, anstellig, versteht sich auf die Wäsche und auf den Garten, kocht recht brav.«

»Sie würde sich aber wohl schwerlich entschließen, das Thal zu verlassen, und in einer großen Stadt zu leben?«

»Just umgekehrt. Schau, es ist sonderbar; wie mich mein seliger Oheim Franz zur Firmung nach Brixen führte, konnte ich die Stunde kaum erwarten, bis ich wieder bei unserm Thurm herin war, und kein Gedanken kam mir jemals, das liebe Heimatthal zu verlassen. Sie hingegen, seit sie unten bei der Firmung war, phantasirt immer davon, wie lustig es wäre, weiter in die Welt zu kommen.«

»Das könnte sich ja wohl fügen.«

»Allerdings.«

»Es wird überhaupt,« sagte der Pfarrer, »in diesem Thale niemand ein Zwang angelegt. Alle drei Jahre werden die Kinder, welche vorbereitet genug sind, zur Firmung geführt; bei ihrer Zurückkunft zeigen sich anfangs alle, von der Heiligkeit der Handlung erbaut, ernsthafter und ruhiger, bald aber gibt sich die Verschiedenheit der Gemüthsart

kund. Dieser kehrt still zufrieden zum gewohnten Benehmen zurück, ein anderer sagt laut, daß es ihm auswärts viel besser als hier gefallen, ein dritter wird tiefsinnig, niedergeschlagen. Wo sich nun bei Knaben der Wunsch das Thal zu verlassen laut oder schweigend äußert, werden sie an den Kaufmann Gassler nach Innsbruck geschickt, der ein Urenkel von meines Vaters Schwester ist; er sorgt dafür, daß die Knaben bei solchen Handwerkern in die Lehre kommen, wozu sie Lust haben. Zeigt sich dergleichen Wunsch bei Mädchen, so vertröstet man sie, daß sie nach Innsbruck kommen werden, sobald sie das Nöthige gelernt haben, um einem Dienst oder in der Folge einem Hauswesen vorstehen zu können. Der Herr dieses Thales hat seit Oheim Chrysanths gesegnetem Eifer so viel Capitalien liegen, daß er die fernere Unterstützung aller hier gebornen Kinder leicht übernehmen kann. Der Zimmermann, der Schmid und der Töpfer haben von ihren Vorfahren noch auswärts Vermögen genug, daß sie für ihre Kinder selbst sorgen können; sie folgen aber dem guten Beispiel. So ist es unter meinem Vater gehalten worden, so, wie ich höre unter meinen verstorbenen Brüdern, so wird es noch gehalten, und es lebt kein unzufriedener Mensch im Thale.«

Ich seufzte tief auf, die ansehnlichen Capitalien nebst dem Goldbergwerk' erhöhten meine Gefühle für Walburga; man gab aber das Zeichen zum Nachtessen. Clara sprang auf, sie hatte noch ein kleines Geschäft vor Tisch zu besorgen. Der Geistliche nahm

auch Hut und Stock: »Seufzen sie darüber,« fragte er, »daß sie der einzige Unzufriedne im Thale sind, weil sich ihre Abreise verzögert?«

»Gerade das Gegentheil.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Die Wahrheit zu sagen, ich habe diesen Abend Worte aus ihrem Munde vernommen, die den festen Vorsatz in mir erzeugten, nicht aus dem Thale zu gehen, bis ich mein Ziel erreicht habe. Ich seufzte nur darüber, daß ich mich noch so fern davon befinde.»

»Muth gefaßt, lieber Doctor, sagte der Pfarrer, indem wir auf den Saal hinab gingen, und drückte mir die Hand, und sah mich mit väterlichem aufmunternden Blicke an, Muth gefaßt, und nicht nachgelassen; wer anklopft, dem wird aufgethan, wer bittet, dem wird gegeben.«

Diese unerwartete Gesinnung des Pfarrers und Burgerls bescheidenes freundliches Benehmen bei Tisch machten mir das Abendessen zu einem Feste, und angenehme Träume besuchten mich im Bette, noch ehe ich einschlief.

Des andern Morgens weckte mich Blasius zeitlich mit dem Frühstück, damit ich die Messe nicht versäumte, auch mein Hut war trocken genug; allein als ich vor den Spiegel trat, stand der dreieckige Hut so possierlich zu der Tirolertracht, daß ich um Nichts in solchem Anzug erscheinen wollte; ich kam mir selbst gar zu lächerlich vor. Nach der Messe erschien Clara mit der Frage, ob ich mich etwa übel

befinde, daß ich nicht in die Messe gekommen. Damit hatte sie mir gleichsam eine Lüge in den Mund geschoben, und ich sagte, ich hätte Alteration.

»Alteration! glaube es gern nach dem gestrigen kalten Bad. Gleich wird dich der Bruder Cassian besuchen, und dir etwas eingeben; ich will's auch dem Oheim sagen, der sieht's sonst nicht gern, wenn ihm Eines von der Messe ausbleibt.«

Während sie fort war, überdachte ich alle die Qualen, die ich würde ausstehen müssen, wenn ich die Komödie des Krankseyns weiter spielen wollte, um der Kirche auszuweichen; und entschloß mich lieber zu einem Noviziat, das doch nur 3—4 Wochen dauern konnte, um eine junge, hübsche, reiche Braut zu erwerben. Wie daher Cassian mit Antispasmodicum, Wasser und Löffel eintrat, setzte ich meinen Hut auf und fragte ihn: »Kann ich in dieser Gestalt zur Kirche gehen, ohne daß sich deine Tochter zu Tod lacht?«

»Ich werde ihr das Lachen verbieten.«

»So erstickt sie.«

»Warum setztest du aber den Tirolerhut nicht auf, den ich dir geschickt habe?«

»Weil er mir zu weit ist.«

»Zu weit? er setzte ihn auf, da kann ich nicht helfen; er ist für meinen Kopf, also kein engerer in meinem ganzen Vorrath. Es fehlt dir, so viel ich sehe, sonst nichts, so gebe ich dir auch nichts ein. Bis Abends werden die Weiberleut wohl mit deinem eige-

nen Gewand fertig, sie waschen und putzen daran, daß es eine Art hat.«

»Das wäre mir sehr angenehm.«

»Dafür mußt du nachher halt auch fleißig in die Messe gehen, sonst halten wir dich für einen Lutheraner.«

Das wäre gefehlt, dachte ich, als er fort war, ich bin ja doch ein Katholik, freilich kein bigoter. Der Tag war regnerisch, ich hatte guten Grund auf dem Zimmer zu bleiben, schrieb an meiner Erzählung, und es störte mich niemand. Nach dem Mittagessen trat mich Clara an: »Mit deinem Gewand schauts übel aus, den Schmutz aus dem Rock bringen wir nicht heraus, was wir auch anwenden, und der Riß auf dem Knie ist dreieckig, spannlang und ausgefasert.«

»Und wir haben, setzte Burgerl hinzu, die auch herangekommen war, »im ganzen Haus keinen Faden Zwirn oder Seide von der spassigen Farbe; man wirds von weitem kennen, wenn ich es auch noch so sauber verstecke.«

»Wie lange,« fragte ich, »braucht der Bote von Innsbruck wieder zurück?«

»Den neunten Tag kann er wieder da seyn, wenn er sich tummelt.«

»Das wäre entsetzlich; so lang müßte ich in dieser Kleidung herum gehen?«

»Und warum nicht?« sagte das Mädchen, »nur gestern ist sie mir unerwartet gekommen, und ich

mußte lachen. Heut fängst du schon an, mir zu gefallen, und ich möchte dich mein Lebtag so sehen.«

Man brach auf, und ich hatte nicht mehr Zeit diese höchst erfreuliche Rede zu erwiedern. Ich stand schon auf dem Punct dem Vater nachzufolgen, den ich in sein Zimmer gehen sah, und das Mädchen zu begehren; da kam die bessere Ueberlegung, daß er die Tochter keinem Menschen geben werde, den er erst 48 Stunden kennt, daß mir also gerade meine Eile am gewissesten eine abschlägige Antwort zuziehen würde. Ich faßte dagegen den Entschluß, mich auf alle mögliche Weise um den Beifall der Familie zu bewerben und in den engsten Schranken der Bescheidenheit zu halten. Ich hatte Nachmittag nicht lange geschrieben, da trat der Pfarrer wieder ein mit einem Buch unterm Arm. Er legte nur seinen Hut auf den Tisch ohne sich zu setzen: »Aus unserm Gespräche gestern Abends,« sagte er, »habe ich entnommen, lieber Mann, daß Sie in der Glaubenslehre wenig unterrichtet sind. Das ist mir ganz begreiflich, wenn ich zurück rechne, zu welcher Zeit Sie bei Ihrer Jugend die Schulen besucht haben müssen. Ich habe Ihnen gerathen, Gott um die Gnade des Glaubens zu bitten, und Sie haben, als wir uns trennten, mir den Vorsatz erklärt, meinem Rath zu folgen. Hier haben Sie den Inbegriff der christkatholischen Lehre von Petrus Canisius; ein Buch, das Sie mit Aufmerksamkeit leicht in acht Tagen durchlesen; dann wollen wir weiters darüber reden.

Muth gefaßt, wiederhole ich, wer anklopft, dem wird aufgethan.«

Ich war so überrascht von unserm wechselseitigen Mißverständniß, daß er aus der Thür war, ehe ich wußte, was ich sagen sollte. Nur so viel begriff ich, daß ich von der Erfüllung meines Wunsches weiter entfernt war, als ich noch vor einer Stunde glaubte, und daß ich nun die Messe durchaus nicht mehr versäumen dürfe. Ich ging also den nächsten Morgen mit dem Tirolerhut in der Hand die wenigen Schritte zur Kirche hinüber; es war ein schöner Tag, alles ging dem Hausbrauch gemäß seinen Geschäften nach, und ließ mich allein. Eine würde vielleicht wohl sich eine freie Stunde zu machen gewußt haben, aber es schien ebenfalls Hausbrauch zu seyn, daß diese niemals auf mein Zimmer kam, auch an Wochentagen nur bei Tisch zu sehen war. Den folgenden Morgen ging ich wieder so zur Kirche; beim Herausgehen fragte mich Claudius: »Ist das zu Wien so der Brauch, daß man den Hut in der Hand tragt, statt ihn auf den Kopf zu setzen? da könnte man ihn gleich so gern gar zu Haus lassen.« Ich sagte ihm die Ursache meines Benehmens. »Was liegt daran, was man auf dem Kopf hat,« erwiederte er, »wenn er nur bedeckt ist, aber ihr Leute in großen Städten versteht eine eigene Kunst, einander das Leben schwer zu machen. Also wegen des Hutes bist du alle die Tage her auf dem Zimmer hocken geblieben? Du bist nicht gescheidt.«

Zum Mittagessen kam er mit einem Pack unterm

Arm, mit dem er mich nachher auf das Zimmer begleitete. »Da,« sagte er, »hast deine Freiheit, das ist mein Kaputrock, den ich bei großer Kälte trage; wenn du den anziehst, kannst deinen eigenen Hut aufsetzen, der schickt sich dazu.« Ich dankte ihm vielmal, der Ueberrock war mir zwar etwas zu weit, doch in der Länge eben recht, da der große Mann ihn nur bis auf die Knie trug. »Gelt,« setzte er selbst zufrieden hinzu, »ein Mensch, der nicht studiert hat, kann doch auch einen guten Einfall haben. Jetzt aber mach dich auf; ich habe heut Nachmittag eine freie Zeit, ich will dir ein wenig herum zeigen. Du wirst dich wundern,« fuhr er fort, als wir schon am Thor waren, »wie gescheidt der Großvater und seine Freunde schon gewesen sind. Da der nächste, auf den du aus deinen Fenstern siehst, ist der Zimmermann. Der alte Grindel hat sich selbst diesen Platz ausgesucht. Schau, da sitzt sein Sohn noch vor dem Haus; der ist der erste von den neuen Leuten in diesem Thal geboren, und der älteste von uns allen.«

Ein langgewachsener Mann mit edlen Zügen und eisgrauem Haar saß auf der Bank, den Rosenkranz in der Hand.

»Guten Abend, Grindel,« sagte Claudius.

»Gelobt sei Jesus Christus, sprach er, »das ist leicht der Doctor, den Gott so wunderbar hergeführt hat.«

»Vielleicht, daß er deiner Tochter helfen kann.«

»Sie schlaft jetzt, wenn sie nachher munter

wird, werd' ich sie fragen, ob sie ein Zutrauen zu ihm hat. Wenn's ihr recht ist, werde ich bitten kommen.«

»Wie geht's ihr denn heut?«

»Im alten, zum Schutzengelfest kommt sie nicht auf, davon ist keine Rede; die Burgerl wird statt ihr vorsingen und die Procession führen müssen.«

»Der Bruder hofft aber das Beste.«

»Wie Gott will.«

»B'hüt Gott!« sagte Claudius im Gehen, und der Greis faltete die Hände wieder. »Es wäre ewig schade um die Kunigunde, sie ist erst zwanzig Jahr alt und das schönste Weibsbild in ganz Tirol. Sie haltet auch seit zwei Jahren die Schule im Winter, weil den Vater schon die Augen verlassen, und seine zitternde Hand den Kindern keine rechten Buchstaben mehr vormachen kann. Alle ihre Geschwister sind gestorben, der letzte Bruder als Officier im Türkenkrieg darauf gegangen, sie das jüngste Kind allein übrig; sie braucht sich nicht zu sorgen, der Vater hat ein schönes Vermögen in Innsbruck. Jetzt suchen wir meinen Schwager, den Schmid in seiner Werkstatt auf, mein Weib ist seine Schwester und er ein Enkel vom alten Dailer. Nicht so fleißig Schwager!»

»Grüß dich Gott, Claudi! Das ist wohl der fremde Vogel, der der erste über'n See zu uns hereingeflogen ist,« sagte der Schmid, ein stämmiger rothwangiger Mann, der dabei ungestört fort ar-

beitete. Na, grüß dich Gott, wie gefallt's dir be uns?«

Ich lobte, mehr als mir Ernst war, denn der tägliche Kirchengang und der Canisius, zwei Fasttage die Woche und die Suppe von geräuchertem Fleisch erfreuten mich wenig.

»Ich glaubs, ich glaub es, es ist auch lustig genug bei uns.«

»Du machst ein solches Getös mit deinem Hammer,« sagte Claudius, »daß man sein eigenes Wort nicht versteht.«

»Brauchst was?«

»Nein.«

»So geh wieder, ich hab gnöthig.«

Es schlug zwei. »Hörst, sagte der Schmid zu mir, »die Uhr schlagen? Die hat mein Großvater als eine Haussteuer herein gebracht; und der alte Grindel die größere Glocke, daß wir jetzt ordentlich zusammen läuten können zum Gottesdienst.« Mit diesen Worten fing er wieder an darein zu hämmern, daß ich froh war, wie wir aus der Werkstatt kamen.

»Der Vetter auf dem Berghofe,« sagte Claudius, »hat dem Großvater auch eine Haussteuer gegeben, hundert vierjährige Aepfelbäume, daraus ist die schöne Allee vom Meierhof zum Schloß geworden; kein einziger Baum ist ausgeblieben. Der Pfarrer Rauter hat keine Haussteuer geben können, und dafür Sonnenuhren auf Kirche, Schloß und Thür aufgerichtet; im Garten auch eine. Jetzt kommen

wir zum Müller, er ist ein Enkel von dem geschickten Zimmergesellen Achaz, der sich Brunner geschrieben hat, und so geschickt, wie sein Großvater. Der Zimmermann, wie du gesehen hast, kann nicht mehr recht fort, und seine Arbeit macht alle schon der Brunner. Wir fanden ihn in der Mühle, er trat des Geklappers wegen heraus, um uns zu grüßen; ein starker großer Mann von meinem Alter.« »Ich würde in's Zimmer hinein heißen,« sagte er, »aber bei einem Junggesellen schaut's halt gar unordentlich aus; ich werd' einen Stuhl heraus tragen.« Dieser Anklang von Höflichkeit, und die frischen runden Augen des hübschen Mannes gefielen mir; »laß dich nicht stören, die Mühle ist im Gang,« sagte ich.

»Hat keine Noth; wenn sie mich braucht, so läutet sie schon. Wir haben geglaubt, du solltest vergangenen Sonntag auf die Schießstatt kommen, da geht's am lustigsten zu.«

»Ich bin kein Scheibenschütz.«

»Bist halt kein Tiroler.«

»Um was schießt ihr dann, da ihr kein Geld habt?«

»Um die Ehre und um den Buschen.«

»Die Schwester Clarl,« sagte Claudius, »kann schöne Blumen machen wie die Wälischen; sie macht alle Jahre einen großen Buschen und einen kleinen, auf jedem von Silberdraht die Jahrzahl. Wer beim Hauptschießen am Kirchtag den besten Schuß thut, bekommt den großen Buschen, und darf ihn behal-

ten, für das Darnach (den zweitbesten Schuß) ist der kleine Buschen. Den darf Einer nur acht Tage auf dem Hut tragen, und muß ihn beim nächsten Schießen wieder aufgeben. Wer ihn beim Osterschießen gewinnt, der behalt ihn. Von Ostern an werden nur natürliche Blumenbuschen aufgegeben.«

»Ich habe schon,« sagte Brunner mit Stolz »einen großen und einen kleinen Jahrbuschen.«

»Die Bergknappen und die Meierknechte schießen auch mit,« fuhr Claudius fort, »wenn es aber nachher an's Scheiben geht, da haben sie ihre eigene Kegelstatt am Meierhaus.«

»Und um was, wenn ich bitten darf, scheibt ihr denn Kegel?«

»Um's Aufsetzen,« sagte Brunner schnell, »Jeder macht sechs Schub gleich nach einander, die Kegel, die er trifft, werden zusammen gezählt und auf den Tisch geschrieben. Wenn alle geschoben haben, ist ein Spiel aus; wer die wenigsten Kegel hat, scheibt im nächsten Spiel nicht mit, sondern setzt auf. Davon ist aber der Herr ausgenommen, für den setzen Buben auf, wenn er etwa des Jahres einmal dran kommen sollte.«

»Dem dicken Binder und dem alten Zimmermann, der noch manchmal mithaltet, machen wir's auch so gut,« setzte Claudius hinzu; »im Winter haben wir Eisschießen —«

Man hörte klingeln in der Mühle. »Hopsa! B'hüt Gott!« rief Brunner, und war mit Einem Satz darin.

»Frieren denn die Bäche?« fragte ich, indem wir weiter gingen.

»Sie frieren nicht, sondern wir lassen die Wiesen überrieseln, worauf das Gras wieder lustiger wächst im Frühjahr.«

Wir kamen nun an vier Knappenhäusern vorüber. Alle diese Häuser stehen ringsherum am Abhang des Gebirges, ungefähr 300 Schritte eines vom andern entfernt; der Zwischenraum wird nach dem verschiedenen Bedürfniß der Bewohner benutzt. Der Schuster, bei dem wir jetzt einsprechen wollten, kam uns singend entgegen, ein Paar Bundschuh unterm Arm.

»Singst du dir denn in der Kirche nicht genug, Caspar?« sagte Claudius.

»Singt man doch bei der Arbeit, warum soll man nicht noch lieber singen, wenn man damit fertig ist,« sagte der kleine bleiche Mann, dem das Durchbohren der starken Sohlen und das scharfe Anziehen der Naht ganz eigene Züge ins Gesicht gegraben hatte.

»Kennst du den fremden Herrn da?«

»Hab' ihn nie gesehen.«

»In der Kirche auch nicht?«

»Schau' mich da nicht viel um.«

»Das ist ein Doctor von Wien.«

»So. Braucht er Schuh?«

»Ich glaub' nicht.«

»Gott Lob! ich habe ehe zu thun genug bis auf den Kirchtag, und da will ich nachher freie Hände

haben. B'hüt Gott.« Mit schnellen Schritten ging er fort, und bald hörten wir ihn sein voriges Lied fortsetzen. Wir kamen nun zum Binder; er stand vor seinem Haus und hatte ein Faß überm Feuer. Ein kleiner dicker Mann, gut gefärbt, pockengrübig, mit hellbraunem Kraushaar, sehr schmalen aber lebhaften Augen, kaum vierzig Jahre alt, schon etwas kahl am Scheitel. »Freut mich,« sagte er, und gab uns seine beiden Hände, »freut mich, daß du den Binder auch besuchst, Doctor. Komm aber herein ins Haus und schau, was ich dir für ein Weib habe, die mir einen neuen Feiertagrock macht, so gut als ein Schneider zu Innsbruck, und Kinder auch noch dazu.« Damit hatte er mich schon größtentheils mittelst seines Bauches, mitten in das sehr reinliche Zimmer hinein geschoben. Die Frau erwiederte freundlich unsern Gruß, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen. Die jüngeren Kinder liefen davon, dem ältesten, etwa 13 Jahre alt, befahl er, auf's Faß Acht zu haben, und zu melden, wenn's Zeit ist, es abzunehmen. Jetzt setzte er sich hinter den Tisch, und wir vorne daran.

»Weib, bring' was zu dreiern.«

»Was ist das, dreiern?« fragte ich.

»Nachmittag um drei Uhr etwas essen und trinken,« erklärte mir Claudius.

Die Frau kam mit einem Krug Wein und einem Teller Birnen, Hausbrot und Messer nahm sie aus der Tischlade. Die zehnjährige Tochter trug

vier kleine irdene Krüge in der Schürze und setzte sie auf.

»Da,« sagte der Binder und gab dem Mädchen eine Birn, »hast den Tragerlohn.« Ein kleiner Krauskopf mit schmalen Augen, eine wahre Duodezausgabe des Vaters guckte zur Thür herein. »Bist auch wieder da, Hansel, nur herein, der fremde Mann thut dir nichts.«

Langsam näherte er sich. »Mach' einen schön Diener,« sagte die Mutter. Er scharrte mit einem Fuß. Ich hielt ihm eine Birn hin; da kam er gesprungen, und flugs stellte er sich damit hinter die Mutter. »Gib den Kleineren drin,« sagte der Vater, auch jedem eine Birn; die sind noch zu scheu, um sich herein zu wagen. Dem Pold draußen beim Faß gib aber nur ein Stück Brot, die Birn findet er wohl selber. Du mußt dir, sagte er zu mir, vor den Krügeln nicht grausen lassen, Gläser kommen uns zu hoch zum zerschlagen.«

»Die Gläser bei unserm Tisch,« sagte Claudius, »sind alle noch vom Herrn von Einöd her, und auch bald gar.«

»Na, bis zur Komödie wirst wohl noch da bleiben?«

»Komödie!« rief ich auf. »Wo kommen denn daher Komödianten?«

»Wir können es selbst, und haben gar ein schönes Spiel von der heiligen Pfalzgräfinn Genofeva.«

»Wird das durchs ganze Jahr gespielt?«

»Des Jahres nur einmal, am Kirchtag; aber

so lang man zurück denkt in unserm Thal, alle Jahr; der alte Grindel hat das Spiel mit herein gebracht, und selbst den Pfalzgrafen vorgestellt bis zu seinem Tod. Jetzt macht ihn sein Sohn.«

»Der alte Zimmermann?«

»Er kann ihn wie Wasser. Ich bin auch eine Hauptperson dabei.«

»So? der Golo etwa?«

»Nein, der Hannswurst.«

»Bei der Genofeva?«

»Er muß dabei seyn, die Leute weinen ohnehin genug.«

»Mit dem Golo,« sagte Claudius, »wäre es uns bald übel gegangen voriges Jahr. Der Müller hat ihn von seinem Großvater geerbt, und kriegt auf einmal ein solches Husten, daß er kein lautes Wort reden kann. Zum Glück ist der Dominicus noch zeitlich genug gekommen, und weil er ein Studierter ist, hat er den Golo in der Geschwindigkeit erlernt.«

»Wer ist dieser Dominicus?« fragte ich.

»Das ist ein Vetter des Pater Athanasius, den er hat studieren lassen, und der seither fast alle Jahre in den Vacanzen herein kommt.«

»Wer ist aber der Pater Athanasius?«

»Der war ein Franciscaner, tröst ihn Gott, und unser Pfarrer zwischen dem Pater Rauter und unserm Oheim. Der Oheim ist ein gelehrter und frommer Herr, aber mit allem Respect zu sagen,

so leicht zu verstehen, und so zum Herzen reden, wie's der Athanasi können hat, das kann er nicht.«

»Wenn uns nur,« sagte der Binder, »die Kunigund mit ihrer Krankheit keinen Streich spielt.«

Jetzt trat Leopold, der älteste Knabe herein: »Vater, ich mein', es ist Zeit.«

»Nehmt nicht übel,« sagte dieser, »ich muß das Faß zusammen treiben, bleibt aber sitzen; Weib, bring einen frischen Krug voll.«

Wir dankten und beurlaubten uns. Claudius fuhr in unserm Gespräche fort: »Der Bruder zweifelt gar nicht, daß sie zur Komödie gesund wird, und wenn's auch nicht wäre, die Clarl hat viele Jahre die Genofeva gespielt, und kann sie wohl noch.«

Den Hafner fanden wir in ein dickes Buch vertieft; er stand hastig auf, nahm seine baumwollene Mütze ab, und grüßte uns mit viel Ceremonie. Ein langer hagerer Mann mit schlichtem Flachshaar, ein freundliches bleiches Gesicht, das von der kleinen Rosen auf den Wangen nur wenig belebt wird.

»Große Ehre,« sagte er, »gar zu große Ehre, daß der Herr Doctor mein schlechtes Haus besucht; ich bitte gehorsamst einen Sitz zu nehmen.« Dabei stäubte er mit seiner Mütze Stuhl und Tisch ab. Wir setzten uns, und es kostete Zeit, ehe er ein gleiches zu thun wagte. »Mach keine Narrheiten,« sagte Claudius unwillig, »der Doctor thut da bei uns, als wär' er ein Tiroler; kannst ihn keck duzen. Ich wollte wetten, daß du einen hübschen Vorrath von Geschirr hast, weil wir dich beim Lesen antreffen.«

»Ei freilich, und Spinnräder, Spuhlen, Scheibkugeln und Kegel auch noch dazu. Ich lasse mich nicht noch einmal strafen.«

»Und ich wollte wetten,« setzte ich hinzu, »daß unser Hafnermeister, der ein Drechsler obendrein ist, seine Jugend nicht in diesem Thale zugebracht hat.«

»Ei freilich leider Gott ja. Es hat mir bei der Firmung in Brixen so gut gefallen, daß ich nicht nachgegeben habe, bis ich hinaus in die Lehre geschickt worden bin. Vor dem Hafner Handwerk hatte ich einen Abscheu, weil man sich die Hände so schmutzig macht dabei, ich wollte ein Drechsler werden. Vier Jahre war ich in der Lehre, mußte Schuh putzen und Stuben kehren, Holz hacken und Ofenheitzen, Wein holen und Kinder tragen; vom Drechseln lernte ich nicht mehr, als was ich zufällig ersah. Zum Freiwerden wies mir der Vater Geld an; es blieb mir davon übrig, und ich machte mich auf die Wanderung. Zuerst übern Arlberg hinüber, und ich mußte nach Bregenz gar hinauf, ehe ich bei einem Meister unterkam. Das dauerte aber nicht lange, bald hieß es, man könne keinen Gesellen brauchen, der erst lernen soll. Nun ging ich auf Augsburg, von da nach Donauwörth, und sofort auf Neuburg, Ingelstadt, Regensburg; da ging es mir überall schlecht, ich wurde nirgends lang behalten, und konnte nicht so viel verdienen, als ich inzwischen verzehrte. Wie ich von Regensburg weg mußte, hatte ich kaum so viel im Sack, daß ich einen Platz auf dem Schiff nach Passau zahlen konnte. Ich

wäre gern nach Wien, allein, obwohl ich von Regensburg hinab mich mit Wasser und Brot begnügte, kam ich doch nur mit einem einzigen Groschen nach Passau. Was anfangen, wenn ich da keine Arbeit bekäme? Die Stadt ist klein, so viel ich sah, der Winter war vor der Thür. Jetzt legte ich mich auf's Beten; und der barmherzige Gott half auch gleich. Ich fand einen Meister, dessen Geselle gerade mit dem nämlichen Regensburger Schiff nach Linz abgefahren war, auf dem ich ankam. Der Meister hatte eine große Bestellung auf Scheibkugeln und Kegel, die im Frühjahr nach Wien geliefert werden mußten, er nahm mich in Arbeit. Es war ein überaus guter Mann, er sah meine Unbeholfenheit und meinen guten Willen; mit Geduld und Redlichkeit zeigte er mir die rechten Handgriffe. Ich blieb den ganzen Winter bei ihm, im Frühjahr war die Arbeit fertig, er konnte mich nicht mehr brauchen, ich hatte meinen Wochenlohn fast ganz erspart, und fuhr hinab nach Wien. Anfangs war ich ganz confus über die Menge von Menschen, die ihrem Gewinnst oder ihrem Vergnügen nachliefen; als mich aber die Cameraden am Sonntag Nachmittag in den Prater führten, glaubte ich das irdische Paradeis gefunden zu haben. Auf einmal im heißen Sommer, mitten im lustigen Prater ergriff mich die Sehnsucht nach unsern Bergen und nach diesem einsamen Thal; nicht mehr konnte ich diese Sehnsucht los werden, ich dankte der Arbeit, schnürte meinen Ranzen, und machte mich auf den Weg gerade nach Haus. Die

Klöster, und wohlwollende Pfarrer halfen aus, sonst wäre es mir bei meinen geringen Mitteln auf dem weiten Wege übel gegangen. Der Vater nahm mich auf wie den verlornen Sohn, das Herz ging mir über, ich erklärte mich bereit, das Hafnerhandwerk bei ihm zu lernen und zu treiben. Das war ihm eine Freude bis an sein seliges Ende, und mich hat es nie gereut.«

»Glaub es gern,« sagte Claudius, »wir haben noch einige solche Tauben, die ein paar Jahre draußen herum zogen, und dann gern wieder in den alten Kobel hereinschlossen; mir wenigstens, wenn ich von meiner Schwatzer Reise durch unsern Thurm wieder herin bin, ist immer, als wenn ich in dem Augenblick einen warmen Rock überkäme. Was hast denn da für ein Buch Barbisch?«

»Es ist das Leben der Altväter, mein Großvater hat es mit hereingebracht. Die haben gelebt, Herr Doctor! in Felsenhöhlen haben sie gewohnt, mit Wurzeln und Kräutern sich genährt, auf hartem Stein geschlafen; gegen solch ein Leben ist unser Thal ja ein völliger Prater.«

»Es kommt auf einen Liebhaber an, sagte ich, dem diese Worte wieder das freudenreiche Wien vor die Seele brachten, ich kenne es wohl noch nicht genug.«

»Na, so laß uns weiter gehen, damit du es noch besser kennen lernst,« sagte Claudius und brach auf. Wir kamen nun an die Häuser der verheiratheten Knechte, die schon an die Scheunen reichten;

Claudius meinte, wir sollten nun auch sehen, was sein Weib macht. Wir fanden sie bei einer Lectür, und es schien mir eine Zeitung zu seyn, was sie las. Sie stand auf.

»Wohin Cenzy?«

»Ich werde etwas aufwarten.«

»Laß's seyn, wir haben beim Binder g'marendet.« (Jausen, Vesperbrot genommen).

Ich äußerte Verwunderung, hier ein Zeitungsblatt zu sehen.

»Die Zeitung haben wir regelmäßig alle Posttage, zuerst liest sie der Oheim in der Früh, dann der Bruder, Nachmittag kommt sie zu uns, das Weib muß sie lesen und mir daraus erzählen, ich mag mich damit nicht scheren (plagen). Den zweiten Tag kriegt sie der Hafner, der Binder, und der Schuster, den dritten der Müller, der Schmid und der Zimmermann, dann ist wieder Posttag.«

»Wie in aller Welt aber ist das möglich?«

»Es geht ganz natürlich zu; wenn ich z. B. heuer zu End September von Schwatz zurück durch Innsbruck komme, gibt mir der Vetter Gassler die Zeitungen vom 1. October vorigen Jahres bis zum letzten September dieses Jahr, die er indessen zusammen behalten, mit, und ich bringe sie dem Oheim; der gibt jedes Blatt am Montag und am Pfingsttag her, wie es in Innsbruck heraus kommt.«

»Da seid ihr guten Leute ja aber ein ganzes Jahr hinter der Geschichte des Tages.«

»Der Oheim sagt, das habe nichts zu bedeuten,

und er gibt kein Blatt früher her, wenn wir auch noch so neugierig wären.«

»Der Oheim scheint mir nach Allem der eigentliche rechte Herr des Thales zu seyn.«

»Keineswegen, sondern es ist so: der Herr sagt, folgt dem Oheim, denn er ist unsre geistliche Obrigkeit, meint es gut und versteht es am besten; und der Oheim sagt, thut was der Herr will, denn er hat das Recht zu befehlen. Und so, glaube ich, ist es just recht.«

»Wenn aber einmal ein Pfarrer kommt, der kein Oheim ist, und sich mit dem Herrn nicht verträgt; wie dann?«

Dafür haben wir das Patronat, und sorgen immer voraus. Jetzt ist schon lang Pater Sylvester, ein Franciscaner aus dem vor zehn Jahren aufgehobenen Kloster zu Innsbruck zum künftigen Pfarrer bestimmt, wenn der Oheim schwach werden oder gar sterben sollte. Wir kennen ihn gut, er war drei Jahre auf dem Berghof, und kam oft herüber uns zu besuchen; der Oheim sagt, Pater Sylvester werde ein besserer Pfarrer seyn als Er zu seyn im Stand ist.«

»Das will ich gern glauben, denn was er am Sonntag von drei hier bestehenden Bruderschaften sagte, das ist wahrscheinlich auch seine Erfindung, und ist groß gefehlt; die Bruderschaften sind aufgehoben und verboten.«

»Daneben g'schossen Doctor; unsere Bruderschaften sind schon über 70 Jahre alt und noch von Pater Rauter her. Sie haben mir wohl in Inns-

bruck gesagt, daß der Kaiser Joseph die Bruderschaften aufgehoben und ein Armeninstitut daraus gemacht hat, weil das Geld, das die Mitglieder zusammengetragen, manchmal unnütz verwendet oder gar verschmaust worden; wir aber haben und brauchen kein Armeninstitut, zu unsern Bruderschaften tragt kein Mensch nichts bei, die Kerzen, die man des Jahres einmal braucht, schafft der Herr, und verbrennt werden sie in der Kirche.«

»So sind sie doch wenigstens ganz überflüssig.«

»Ei beileibe nicht. Schau, in der ersten, das ist in der Schutzengelbruderschaft, sind die Kinder bis vierzehn Jahr, in der zweiten, der Liebfrauenbruderschaft sind die unverheiratheten Leute vom vierzehnten Jahr an, und in der Matthäibruderschaft alle Verheiratheten. Es thut den Knechten und Bergknappenleuten wohl, daß sie mit den Herrenleuten in einer Bruderschaft sind und mit ihnen an Einem Tag zur heiligen Communion gehen, sie wissen, im Himmel wirds auch so seyn; dagegen ist's auch die größte Strafe, von der Bruderschaft ausgeschlossen zu werden. Du kannst dir wohl denken, daß die Menschen, soviel der Geistliche sich auch Mühe gibt, nicht alleweil so sind, wie man es gerade wünscht; so muß man sie mit Strafen in die Ordnung bringen. Es ist ein alter Brauch bei uns, daß, wenn die Jagd oder der Garten oder die Fischerei ein oder andern Tag besonders ergiebig ist, so bekommen alle Hausväter, selbst Knechte und Knappen ein freies Herrengeschenk davon; zu heiligen Zeiten geschiehts alle-

mal. Ist nun Einer faul in der Arbeit, oder zankt er gern, oder dergleichen, so kriegt er einmal nichts; das ist die erste Strafe. Hilft das nicht, so geht ihn der Herr in Person an, und haltet ihm seinen Fehler vor, und ermahnt ihn. Hilft das auch nichts, so wird er von der Bruderschaft ausgeschlossen. Bessert er sich noch nicht, so heißt es, muß er aus dem Thal fort; zu meinen Lebzeiten ist aber dergleichen nicht geschehen.«

»Wenn aber Weiber und Kinder nicht gut thun, wie dann?

»Wo die Männer brav sind, thun Weiber und Kinder auch gut, und kleine Anstände sind dem Pfarrer leicht auszugleichen.«

Jetzt trat ein Knecht herein: »Gelobt sei Jesus Christus.«

»Was willst Hannes?«

»Ich bin mir die Heuböden abgestiegen, weil ich just nichts zu thun habe, und wenn ich das Stroh dazu rechne, das wir ausdreschen werden im Winter, und den Vorrath von ferten, und Kraut und Ruben, so haben wir bis zum Auftrieb auf's Jahr, heuer einmal Futter, mehr als zu viel; Dung aber kann man niemals zu viel haben. So wär ich der Meinung, wir thäten gescheidt, wenn wir heuer einmal das Vieh gleich jetzt von der Alm abtreiben ließen.«

»Dein Gedanken ist nicht schlecht, Hannes. Was sagst du Weib?«

»Meinetwegen lieber heut als morgen. Es ist

gleich lustiger, sobald die Ställe alle voll sind, wenns auch ein bissel mehr zu thun gibt.«

»Na, so werde ich am Sonntag mit dem Senner reden, da kommen die Leute zum Gottesdienst herab.«

»Mir scheint,« sagte ich, »ihr habt keine Weibsleute bei den Kühen?«

»Nein, lauter Mannerleut; die Weiberleut haben so zu thun genug, Dung breiten, jäten, Heu rechen, Getreid schneiden, in der Küche helfen, aufräumen und putzen, Schaf scheren, waschen und backen, Kinder warten, das Schweinvieh und den Hühnerhof besorgen, Flachs raufen und breiten, brecheln, spinnen, weben, bleichen, Obst dörren, flicken und schneidern. Die Weiber haben kaum Augen und Gedanken genug für alle die Arbeiten der Mägde, und kochen daneben; kein Wunder, daß manchmal eine etwas vergißt.«

»Du kannst halt das Sticheln nicht lassen,« sagte die Frau.

»Das darfst du nicht versäumen, Doctor, den Viehabtrieb und den Kindereinzug; ich werde dich schon abholen.«

»Du selbst hast wohl keine Kinder, so viel ich sehe,« sagte ich. Die Frau schob heftig die Zeitung bei Seite: »Das wäre mir nicht lieb; meine Tochter ist im Kloster zu Lienz, und noch immer sehr vergnügt, was man hört; wenn sie einmal Profeß macht, werde ich sie wieder sehen. Ich habe gern getheilt mit unserm Herrgott. Mein Sohn, der Marel ist auf dem Berg-

hof, damit er die Wirthschaft drüben und die Dienstleut recht kennen lernt. Der Vetter ist schon stark in den Sechzigen, hat keine Kinder, und der Hof ist bereits auf den Marel umschrieben. Der wird einmal ein ganzer Mann werden.«

»Na,« sagte Claudius und stand auf, »auf den Kirchtag kommt er herüber, da wirst ihn sehen.«

Ich verließ die guten Leute mit einiger Verwunderung, wie sie sich über die Abwesenheit beider Kinder mit ihrer wahrscheinlichen Zukunft trösten konnten. Es regnete, und ich fand es bequem, durch den hölzernen Gang nach Haus zu gehen; ein Regenschirm war wohl im ganzen Thal nicht aufzutreiben.

Am Sonnabend, während dem Mittagessen, trat ein Knecht in den Saal mit einem Koffer auf der Schulter. »Bist geflogen, Wastel?« rief der Herr, und ich erkannte sogleich meinen Koffer und meinen Boten.

»G'flogen bin ich nicht, aber g'fahren,« sagte dieser, »der Herr zu Innsbruck hat mir einen Einspannier aufgenommen bis auf den Berghof, dort haben sie mir einen Ochsenkarren eingespannt; weil ich das Ding doch so weit nicht hätte tragen können. Wohin aber jetzt damit?«

»Nur hinauf in mein Zimmer; hast du denn aber keinen Brief?«

»Brief habe ich auch,« sagte er, stieg aber schon hinter Blasius die Stiege hinauf. Als er wieder herab kam, gab er Cassian einen Brief, küßte mir

den Rock: »Vergelts Gott, sage ich noch ein Mal,« und fort war er. Ich saß ganz verwundert.

»Vom Dominicus,« sagte Cassian, als er den Brief erbrach, »eine scandalose Handschrift für einen Professor.«

»Heißt dieser Professor Dominicus nicht Neuhäusler?» fragte ich.

»So heißt er,« sagte Clara.

»Und mir schreibt er nicht! Das ist ja eben mein Freund, an den ich den Boten geschickt habe.« Walburga ward ein wenig roth, lachte ein wenig auf sonderbare Weise; ich konnte nicht klug daraus werden. Ein Liebesverständniß, dachte ich, ist da nicht möglich, der Professor ist seine guten 40 Jahr alt. Cassian unterbrach meine Gedanken. »Da ist auch etwas für dich. Sag deinem Gast, schreibt er, so viel ich herausbringe, daß ich ihm seinen ganzen Koffer schicke, weil ich ihn nächstens selbst abholen werde.«

»Aber warum schreibt er mir selbst nicht?«

»Er ist kein Freund von Briefschreiben; ich glaube, er hat in seinem Leben nicht zwei Briefe an einem Tag geschrieben.«

»Wann kommt er?« fragte der Oheim.

»Wegen der Prüfungen kann er die eingehende Woche noch nicht,« sagte Cassian und überreichte ihm den Brief. Während dieser las, schwieg Alles; dann steckte er den Brief zu sich und sprach: »Es ist in Ordnung für den Kirchtag.«

Nach dem Essen machte ich mich über meinen Koffer her, an dem, unvorsichtig genug, der Schlüs-

sel hing. Ein reiner Anzug, mehr Wäsche, manche andere Kleinigkeiten, besonders daß ich in andere Stiefel kam, machte mir viel Vergnügen. Allein, die Lade, die mir eingeräumt war, konnte alle diese Dinge nicht fassen. Umher liegen wollte ich sie nicht sehen. Ich sah im Zimmer herum, und entdeckte in einer Ecke zwei Einschnitte in der Vertäfelung, die sonst überall ganz war. Das konnte ein Wandkästchen seyn; doch war kein Schlüsselloch, kein Knöpfchen, noch sonst eine Spur daran, wie man es öffnen könne. Ich schob und drückte daran nach allen Richtungen. Endlich wich eine kurze Seite und die längere that sich auf; da stand ein hoher Becher von Glas, mit verschiedenen Figuren bemalt. Ich nahm ihn heraus, und eilte mit meinem Fund zum Herrn hinab; er war nicht mehr da. Ich wollte gegenüber zur Clara, da trat aus ihrer Thür der Pfarrer, des Professors Brief in der Hand, begleitet von ihr und von Walburga. Ich zeigte den Becher und erzählte, wie ich dazu kam; er ging von Hand zu Hand, und gefiel sehr. »Es ist noch mehr in dem Wandkästchen, so viel ich mit einem flüchtigen Blick bemerkt habe,« sagte ich. Die Neugierde trieb sie hinauf, auch Walburga kam mit, was mich sehr erfreute. Es war weiter nichts im Wandkästchen als Bücher; der Pfarrer nahm sie heraus, aber es zerfiel ihm fast alles in Staub und Moder; nur ein in Pergament sorgfältig eingehülltes Manuscript war unbeschädiget. »Es ist eine Schrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert nach den Charakteren zu schließen,« sagte

er, »nicht eben leicht zu lesen beim ersten Anblick, doch studiert man sich bald ein.« Er las eine Weile. Eine Lebensgeschichte Herzogs Wilhelm von Oesterreich. Wahrscheinlich mehr Roman als Geschichte, man darf den Historikern jener Zeit nicht ganz trauen. Für uns von keinem Werth.« Damit warf er es hin.

»Es könnte aber doch angenehm zu lesen seyn,« meinte Clara.

»Ja, wenn man Latein verstände.«

»Auch Lateinisch. Ich möchte nur wissen, warum man vor Zeiten so viel lateinisch geschrieben?«

»Weil man für die Männer aller cultivirten Nationen schrieb.« Er durchsuchte die übrigen Fragmente: »Das waren alles gedruckte Bücher,« sagte er endlich, es ist aber nichts daran verloren; Chiromantie, Cabbala und andere Verirrungen des Geistes. Es scheint der Herr von Einöd und sein Pfarrer haben mit genommen, was sie von guten Büchern hatten. Jetzt aber Walburg, mach da rein.« Sie sprang fort, und kam schnell mit Borstwisch und Blechschaufel wieder. Sie kehrte, was auf dem Tisch und am Boden verstreut und im Wandkästchen zurückgeblieben war, fleißig zusammen. Inzwischen nahm der Geistliche den Becher in die Hand und bot mir ihn mit den Worten: »Ich denke, da Sie den Becher entdeckt, den man sonst wohl in einem ferneren Jahrhundert nicht gefunden haben würde, sollten Sie ihn, Herr Doctor, als ein Andenken und Wahrzeichen von Schloß Einöd mit sich nehmen.«

»Erlauben, Euer Hochwürden,« erwiederte ich,

»zu bemerken, daß der Becher, Werth und Bedeutung eigentlich nur in diesem Schlosse hat. Wenn ihre Güte mir einen Finderlohn zuerkennt, so bitte ich vielmehr um das Manuscript.«

»Was wollen Sie damit machen?«

»Einer meiner Freunde forscht in der österreichischen Geschichte, und bedauert sehr, noch keine zusammenhängende Lebensbeschreibung von diesem Herzog Wilhelm gefunden zu haben, dessen Namen kein österreichischer Prinz vor ihm getragen hat, und den verschiedene Schriftsteller mit verschiedenen Beinamen, der Ehrgeizige, der Freundliche, der Schöne, der Liebenswürdige, der Bezaubernde, der Unwiderstehliche anführen. Mein Freund wird das Manuscript übersetzen und in Druck geben; so wird es als Wahrzeichen von Schloß Einöd unter mehrere Augen kommen, als der Becher, wenn er in meinem Schrank verschlossen stände.«

Sie sind sehr uneigennützig, es geschehe, wie es ihnen gefällt.« Damit überreichte er mir das Manuscript, gab den Becher an Clara ab, und sie gingen. »Der Wust der zerfressenen Bücher muß sorgfältig verbrannt werden,« rief ich noch nach, »selbst die Deckel; es kann Brut von termes pulsatorius, von ptinus pertinax oder dermestes paniceus darin seyn.« Burgerl schien sich mit der einen freien Hand das Ohr zu verhalten vor diesen fremden Wörtern. Ich hielt nun mein Manuscript zum Fenster hinaus und klopfte es tüchtig durch, reinigte auch das Pergament sorgfältig, und setzte mich dazu, um mich

einigermaßen mit dem Inhalt bekannt zu machen; überzeugte mich aber bald, daß ich diese Schrift nicht lesen könne. Nachdem ich alles in Ordnung gebracht, machte ich mich wieder an diese meine Erzählung, ich bestrebte mich alles Fleißes, damit die Gegenwart zu erreichen, oder wie man sagt, in das Currens zu kommen, um dann in Form eines Tagebuches zu schreiben.

Am Sonntag ward ich früh wach, nicht sowohl des Schutzengelfestes wegen, als vor Freude, den schweren Ueberrock ablegen, und mich in eleganter Kleidung zeigen zu können. Ich scheitelte mir die Haare mit Geschmack, puderte sie, machte mir einen frischen Zopf, zog meinen apfelgrünen Frack mit weißen Unterkleidern an, setzte den Hut etwas schief, und suchte nun den Punct, um von meiner Person so viel möglich im Spiegel zu sehen. Mit zufriedenem Lächeln schied ich von der angenehmen Gestalt. Blasius kam mit dem Frühstück, hatte aber so dringend zu thun, daß er ohne ein Wort wieder zur Thür hinausschoß. Nach dem Frühstück kam Claudius.

»Komm zum Fenster,« sagte er, »wirst sehen, wie die Kinder ins Meierhaus zusammen ziehen; mein Weib gibt ihnen da warme Milch mit Brot, die wenigsten können etwas essen vor lauter Freude und Aufputz.«

Es unterhielt mich in der That, zu sehen, wie die Kinder in ihrem besten Staat, jedes mit einem Blumenstrauß geziert, die Aeltern mit ihnen, über die Wiese her oder drüben am Fuß des Berges eil-

ten. Ueber eine Weile ertönte die kleine Glocke, ein Zeichen, daß der Pfarrer schon in der Kirche war; wir gingen hinab, fanden da Cassian und Clara, und stellten uns der Apfelallee gerade gegenüber. Der Zug begann, voraus Blasius mit einer weißen Fahne, dann die Kinder paarweise mit brennenden Kerzen, neben den kleineren, die voran gingen, Walburga ein Lied vorsingend, die größeren konnten es schon. Das Mädchen hat ein so glückliches Gehör, daß sie in dem Tone der Glocke sang. Die Aeltern gingen zuletzt auch paarweise. Die dunkelgrünen Bäume, welche ihre rothen Früchte tief herab senkten, darunter die singenden Kinder mit ihren Lichtern und Blumensträußen fesselten meinen Blick schon in der Entfernung. Sie zogen langsam heran, als sie der Kirche nahe kamen, trat der Pfarrer heraus in Chorrock und Stola, das Baret auf dem Haupt, neben ihm sechs Jünglinge in Kirchenröcken, deren zwei auf hohen Leuchtern brennende Kerzen trugen, zwei andere Weihwasser und Sprengwedel, und zwei die kleinen Kirchenfahnen, ein Siebenter trug das Kreuz. Die Kinder zogen an dem Pfarrer vorüber, dann traten die zwei Kirchenfahnen ein, darauf das Kreuz zwischen zwei Lichtern, Weihwasser und Sprengel, zuletzt der Pfarrer mit einem Gebetbuch in der Hand; jetzt folgte die übrige Bevölkerung paarweise, und auch wir traten ein. Von nun an wurde mit beiden Glocken geläutet. Der Zug ging nach dem am Walde gelegenen, mit Mauer umfangenen Freithof; die Glocken und die

Kinder schwiegen, als wir eintraten. Ich muß meine Schwachheit gestehen, der ganz einfache Freithof überraschte mich. In geraden Linien neben einander grün überwachsene Grabeshügel mit weißen Kreuzen, alle von gleicher Form in der Mitte die kleine Capelle. Wie man mir in der Folge sagte, trug jedes Kreuz den Namen des Verstorbenen, sein Sterbejahr und sein Alter. In der Capelle war Christi Auferstehung mit lebhaften Farben dargestellt, ein Betschemel davor, auf den die großen Lichter gestellt wurden. Der Pfarrer trat vor die Capelle, die Kinder, welchen die Aeltern die Lichter abgenommen hatten, stellten sich in gedrängter Schar dem Pfarrer gegenüber, alle andern in großem Halbkreis umher. Der Pfarrer sprach ein Gebet und redete dann die Kinder an, er machte sie aufmerksam, daß hier die Leiber aller derjenigen liegen, die, seit das Thal wieder bevölkert worden, gestorben sind, große und kleine Grabhügel; denn alles müsse sterben, jung und alt, der Tod sei gewiß, doch ungewiß die Stunde, höchst unerwartet müsse Mancher dahin. Im ganzen Halbkreis wurden jetzt die Lichter ausgelöscht. »Und ist das Leben verschwunden,« fuhr er fort, »wie der Glanz dieser Lichter, so liegt der Leichnam da, um wieder zu Erde zu werden, die Seele aber steht vor Gott um Rechenschaft zu geben.« Nun sprach er im Allgemeinen über tugendhaftes und sündiges Leben, über Himmel und Hölle, was man in allen Kirchen hören kann, wenn man Lust dazu hat. Wieder die Kinder insbesondere anredend, sag-

te er: »Gott hat die Kinder lieb, er gibt jedem einen Schutzengel, der es durch das Leben begleitet, ihr könnt ihn zwar nicht sehen, aber seine Worte könnt ihr vernehmen. Wenn ihr im Begriff seid etwas zu thun, das verboten ist, so wird euch vorkommen, als spräche etwas in eurer Brust: Thu es nicht, es ist verboten; und wenn ihr es dessen ungeachtet thut, so sagt die innere Stimme, du hast übel gethan, bekenne deinen Fehler, und leide die Buße. Das ist der Schutzengel, der zu euch spricht. Er ist langmüthig und geduldig, und warnet vielmal, wenn ihr aber niemals auf ihn hört, dann spricht er immer seltner, endlich gar nicht mehr; er wendet sich traurig ab, da er euch auf so übelm Wege sieht. Solche Menschen, die den Schutzengel nicht mehr hören, haben ganz recht, sich vor dem Tode zu fürchten. Wenn ihr aber den Warnungen des Schutzengels folgt, dann spricht er immer deutlicher, warnet und rathet durch das ganze Leben, hilft auf, wenn ihr als gebrechliche Menschen etwa doch fallet, und der Augenblick eures Todes ist der Anfang ewiger Seligkeit. Wie ihr es in dem Bilde auf eurer Fahne sehet, führt der Schutzengel die reine Seele mit himmlischer Freude vor den Thron des allmächtigen Gottes.« Er sprach noch mehr dergleichen, um das Gewissen im Bilde des Schutzengels darzustellen. Dann folgte eine Litanei und ein Gebet zu demselben, endlich auch ein Gebet für die Verstorbenen, worauf der Pfarrer das Weihwasser auf alle vier Seiten über Lebende und Todte sprengte. Die Glo-

cken ertönten wieder, und der Zug ging in voriger Ordnung erst um die Kirche, dann hinein: Vor der Thür stand ein Tisch und daran der alte Grindel als Meßner, um die Wachskerzen, welche alle von der Kirche gegeben worden, wieder in Empfang zu nehmen. Nun folgte die Segenmesse, nach derselben standen Clara und Walburg an erstgedachtem Tische, und reichten jedem Kinde eine Lilie. Ich bat mir auch eine aus; Clara aber sagte: »Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen, so bekommt ihr keine Lilie.«

Diese halbernsthafte Rede fiel mir auf, ich ging allein in den Garten und dort mehrmal auf und nieder; die Rede des Pfarrers im Freithof kam mir ins Gedächtniß, das plötzliche Auslöschen der Lichter als Bild des Todes hatte mich ergriffen, und für eine Weile auf die Worte des Geistlichen aufmerksamer gemacht als gewöhnlich. Fürwahr, ich war nahe daran zu glauben, es sei mein Schutzengel gewesen, der mich ermahnte zu beten, und mich in die Hand Gottes zu geben, als mir der Hungertod am Seeufer drohte. Zum Glück führten meine unbestimmten Schritte mich an das Bassin, worein ich vor acht Tagen gefallen war, der sichtbare Schutzengel, der mir da herausgeholfen, war mir lieber als der unsichtbare. Bald war jeder Gedanken an diesen verschwunden.

Es war warm geworden, und ich ging auf mein Zimmer; der Canisius fiel mir in die Hand, den mir der Pfarrer gegeben, um mich in der Religion

besser zu unterrichten. Ich hatte ihn noch nicht angesehen, jetzt schlug ich ihn auf; ich kann nicht sagen, wie langweilig mir meine kurze Lectür darin vorkam. Ich durchlief die Titel der Abtheilungen, um dem Geistlichen einigermassen Rechenschaft zu geben. Nachmittag ging ich auf die Schießstatt; ich wurde ohne Ceremonie von jedem in seiner Art freundlich empfangen. Es ist mir unbegreiflich, wie die Leute um soviel als nichts das Schießen und Kegeln mit solchem Ernst und Eifer betreiben können. Ich mag kein Spiel, wenn es nicht etwas hoch geht: man spielt denn doch nur um zu gewinnen. Später kam der Pfarrer, Alle nahmen die Hüte ab, und man hielt inne mit Kegeln, bis er sich daneben auf die Bank unter der großen Linde gesetzt hatte. Es ist doch ein ganz stupides Volk! Ich setzte mich zu ihm; ab und zu kam bald dieser bald jener, besonders hielt sich Claudius zu mir, der gute Hoffnung hatte, wie er mir sagte, heute den Meisterschuß zu behaupten, und aufgelegt war, wie ein Schauspieler während seiner Lieblingsrolle. Nun kam auch seine Frau mit Clara und noch zwei andern lieben Augen. Ich stand auf und stellte mich neben die Kegelbahn um Platz zu machen, denn es war nur eine Bank vorhanden. Burgerl zog vor zu stehen und ehe ich mich's versah, stand sie neben mir. Sie bog sich vor um mit dem Auge den Lauf der Kugel zu verfolgen, und hielt sich dabei an meine Schulter. Das that sie in Gegenwart des Vaters und der Tante; was wollte ich mehr, sie mußte deren Zustimmung schon erhalten

haben. Ich drückte ihre Hand; sie mag meinen leisen Druck nicht gefühlt haben, denn sie erwiederte ihn nicht. Die Hand war gar nicht ihre schöne Parthie, sie war etwas stark, doch mir erschien sie vergoldet. So ergab es sich, daß ich, bis Alles aus einander ging, an der langweiligen Unterhaltung theilnahm. Am folgenden Tage besuchte ich den Pfarrer; einmal, das wußte ich, stand mir eine Unterredung über den Canisius bevor, ich wollte sie also, während mir noch etwas daraus im Gedächtniß schwebte, gleich jetzt herbeiführen. Ich wählte wieder die Zeit des Vögelfutterns; auf der bekannten kleinen Bank fing ich an:

»Es ist ein vortreffliches Buch dieser Canisius, den Sie mir geliehen haben.«

»Sie können ihn noch nicht zu Ende gelesen haben.«

»Noch nicht vollends.«

»Sonst würden Sie mir sagen, es ist eine vortreffliche Lehre, die christliche.«

»Ich bitte sehr, ich bin ja ein katholischer Christ.«

»Titulär vor der Hand, ich hoffe aber, Sie werden zur Wirklichkeit gelangen; lesen Sie nur aufmerksam und fleißig.«

»Nein fürwahr, hochwürdiger Herr, Sie thun mir unrecht.«

»Jetzt nicht; aber wir haben uns ein anderes Unrecht gegen Sie vorzuwerfen; wir hätten nicht darauf dringen sollen, daß Sie länger blieben. Pro-

fessor Neuhäusler hätte eben so gut einen Wagen schicken können als den Koffer; zu spät dachte ich daran, daß wahrscheinlich manche Kranke Ihres erwünschten Beistandes entbehren.«

»Beruhigen Sie sich darüber, ich habe Vermögen genug, um nach meiner Phantasie zu leben, und brauche die Praxis nicht.«

Das war absichtlich so gesagt, um ihnen ein Motiv mehr für meine Wünsche zu geben; ganz unerwartet kam mir aber seine Bemerkung entgegen: »Ihr Vermögen kann Sie nicht hindern, die Praxis unentgeldlich auszuüben, es erlaubt Ihnen vielmehr Ihrem Beruf in seinem höchsten Adel nachzukommen.«

»Aufrichtig gestanden,« sagte ich in meiner Verlegenheit, »ich erkannte, daß ich nicht zum Arzt geboren, daß mein Studium nur oberflächlich und Gedächtnißsache war, daß ich die Kranken nicht mit Ueberzeugung, sondern so zu sagen, auf gut Glück behandelte. Ich gab die Praxis aus Gewissenhaftigkeit auf.«

»Schön, löblich! Und was haben Sie jetzt als Aufgabe Ihres Lebens gewählt?«

«Die Naturgeschichte.«

»Sehr verständig gewählt für einen reichen Mann, nur muß sie nicht bloße Gedächtnißsache bleiben.«

»Gott bewahre! das ist eben das Interessante an dieser Wissenschaft, zu beobachten, wie die Natur bei wunderbarer, unerschöpflicher Mannigfaltig-

keit doch für die Erhaltung jeder Gattung, auch der schutzlosesten sorgt, wie sie ihre Absichten jetzt offen darlegt, jetzt klug verbirgt und nur Winke gibt. Man kann das Alles nicht bewundern genug.«

»Man findet das unter fast allen Nationen, daß sie sich auch in ganz prosaischer Rede oft poetisch ausdrücken, indem sie Begriffen Persönlichkeit leihen; so sagt man z. B. Jugend läuft dem Vergnügen nach, man meint damit aber keineswegs die Jugend an und für sich, sondern nur die jungen Leute; so auch sagt man wohl, das Buch belehrt uns, weiß aber dabei sehr gut, daß nur der Verfasser des Buches uns belehrt, und nicht die gedruckten Blätter Papier. So eine Art Buch ist auch die Natur, und Gott der Herr ist der Verfasser davon. Die Natur ist nichts anders, als die Summe, der Inbegriff der Erscheinungen an den geschaffenen Wesen; sie hat keine Persönlichkeit, keine Willkühr, sie kann keine Absichten haben, keine Winke geben, sie muß ewigen unabänderlichen Gesetzen folgen. Die Natur erforschen, so weit unser schwaches Auge es vermag, führt zu Gott, der wunderbar ist und weise und allmächtig; daher lobe ich Ihre Wahl, so wie auch der Orden der Jesuiten immer Männer gehabt hat, die sich vorzüglich Naturgeschichte und Naturlehre zu ihrem Studium machten.«

»Ich wende nichts gegen Ihre Ansicht der Natur ein,« erwiederte ich, »eben so wenig gegen die Verdienste der Jesuiten um einige Wissenschaften; indessen —

Sie wissen, was ich meine, und aus schuldiger Achtung nicht ausspreche.«

»Sagen Sie es ohne Anstand, es wird für mich schwerlich etwas Neues seyn, und sich leicht widerlegen lassen.«

»Um alles mit wenig Worten zu sagen, ich habe die Briefe von Pascal und Wolf's Geschichte der Jesuiten gelesen.«

»Lesen Sie doch auch eine Schrift, die bald nach jenen lettres provençales herauskam, und wenn ich nicht irre, den Titel führt: Entretien de Cleandre et d' Ismene sur les lettres de Pascal, und ein anderes Werk unter dem Titel Wahrmund, das vor ungefähr zwölf Jahren erschienen ist; Sie werden erstaunen, was leidenschaftliche Feinde des Ordens zusammen zu dichten wagten.«

»Mein Himmel, wer wird das Alles lesen!«

»Sie geben mit dieser Einwendung den Vertheidigern der Büchercensur ein starkes Argument an die Hand; die Freunde der Preßfreiheit meinen, es schade nicht, wenn auch Unwahres und Irriges geschrieben wird, es werde niemals an Widerlegung fehlen, die Unwahrheit und Irrthum aufdeckt.«

»Das ist auch ganz richtig.«

»Sie aber haben eben den Beweis gegeben, wie wenig dergleichen gelesen wird; es liest im Allgemeinen Jeder nur, was mit seiner vorgefaßten Meinung übereinstimmt.«

»Es kommt hier nicht auf Meinungen und Schriften an; die Welt hat sich ausgesprochen über

die Jesuiten. Ich sage das mit aller Ehrfurcht für ihre Person, denn ich weiß wohl, daß gar viele Jesuiten von den geheimen Verbrechen des Ordens nichts ahnen konnten.«

»Lassen wir die Mährchen, deren boshafte Erfindung hinlänglich dargethan worden.«

»Ei, das können keine Mährchen gewesen seyn, welche den Orden von Land zu Land vertrieben haben. Portugal hat vorgeleuchtet, und selbst die devote Maria Theresia hat endlich eingestimmt; der Orden ist von der Welt verschwunden.«

»Bis auf Rußland und Preußen; beide Reiche haben die Beibehaltung des Ordens noch nicht bereut, und Frankreich,« jetzt stand er auf, »würde die schrecklichen Greuel vielleicht nicht erlebt haben, wären die Jesuiten nicht vertrieben worden. Wollen Sie,« setzte er hinzu, »mich auf meinem Spaziergang durch den Wald begleiten, ich kann Ihnen von unserer Vertreibung aus Portugal, Frankreich und Spanien erzählen; sie trafen mich alle persönlich.«

»Mit Vergnügen.«

»Portugal leuchtete nicht vor; unsere Vertreibung von dort steht in keinem wesentlichen Zusammenhang mit unsern ferneren Schicksalen, sie war unbedingt nur das Werk Pombals, eines Mannes von leidenschaftlichem Ehrgeiz, der als Minister eines schwachen Königs durch 20 Jahre Portugal beherrschte. Die Jesuiten hatten ihn als den besten Kopf unter der studierenden portugiesischen Jugend

dem König empfohlen, das war ihm lästig; der König fragte noch öfters die Jesuiten, das war ihm unausstehlich, sein Wort allein sollte gelten; sie vereitelten ihm ein Lieblingsproject, das war unverzeihlich; am 15. September 1759 wurden alle Jesuiten, welche das Ordenskleid nicht ablegen wollten, zu Schiffe aus Portugal weggebracht, die Missionen in Ost- und Westindien waren schon 3 Jahre früher abgerufen. Als Beweggründe zu diesem Schritt führt das Vertreibungsedict an, daß wir ein Königreich in Paraguay errichtet, daß wir von unsern ursprünglichen Statuten abgewichen seien, daß wir Schätze gesammelt haben sollen. Unsere Pfarrer in Paraguay waren ungefähr Könige, wie ich es in diesem Thale bin; die Einwohner hatten Liebe und Zutrauen zu ihrem Pfarrer, und waren, folgsam seinen Lehren, nur desto treuere Unterthanen ihres Landesfürsten. Worin wir von unsern Statuten abgewichen, wurde uns nicht gesagt, auffallend aber ist, daß wir drei Jahre später aus Frankreich unter dem Vorwand vertrieben wurden, daß unsere Statuten mit der Ruhe des Königreiches sich nicht vertragen. Was unsere Missionäre entbehrten und litten, wie bereit sie Blut und Leben opferten, das kann man nicht um Schätze zu sammeln, das kann man nur um Gottes willen. Wegen eines versuchten, vielleicht nur von ihm erfundenen Königsmordes fielen dem Ehrgeiz Pombals zahlreiche Opfer aus den ersten Familien des Reiches auf dem Blutgerüste, doch konnte er bei all seinem Hasse keinen

Schatten von Theilnahme auf die Jesuiten bringen. Er ließ Malagrida, die Perle unsers Ordens, hinrichten; einen Schwärmer nannte ihn das Urtheil, einen Verblendeten, einen falschen Propheten, keinen andern Vorwurf enthielt es.

Ich kam mit einigen andern Brüdern nach Frankreich, man sagte uns, wir seien in Gnade bei Hof, allein ein Hof, wo die Erzählungen von Crebillon und Voisenon so viel Glück machten, ließ uns mehr fürchten als hoffen. In Paris stand indessen die Verderben drohende schwarze Wolke der Akademiker schon hoch am Himmel. Ich schäme mich, die gar zu kräftige Phrase nachzusprechen, mit der ihre Absicht, allen Königen und allen Priestern ein Ende zu machen, ausgedrückt wurde. Der Blitz aus der schwarzen Wolke traf in neuester Zeit Frankreich und zündete; es brennt noch. Doch die Wolke hat sich nicht ganz entladen; la revolution sera le tour du monde, sagte Mirabeau. Um leichter Eingang zu finden, hat man sanftere Namen für die alten Absichten gewählt, und spricht nur von religiöser und politischer Freiheit. Von jeher haben die Feinde der Religion und des Königthums uns die Ehre erwiesen, uns zu verfolgen, so auch nun die Akademie von Frankreich. Zum Unglück war ein Streit zwischen uns und den Jansenisten entstanden, in dem wir Recht behielten; nun vereinigten sich auch diese mit unsern Feinden, in so fern es unsere Verfolgung betraf. Ein großer Theil der Parlamentsglieder hielt sich zu den Jansenisten und vermehrte die Anzahl unserer Feinde. Der König, den

Vorstellungen seines Beichtvaters, eines Jesuiten, nachgebend, dachte ernstlich daran, die Pompadour von sich zu entfernen. Sie ward es gewahr, der ihr ganz ergebene Minister, ein großer Meister in kühner Intrigue wußte zu helfen; er stellte dem König vor, es sei nun actenmäßig erwiesen, daß Damieus, der den König verwundete und laut eigenem Geständniß zu ermorden Willens war, von dem Parlamente angestiftet worden, doch sei kein einzelnes Mitglied compromittirt, und bei dem großen Ansehen dieser Staatsbehörde sei es nicht rathsam, sie im Ganzen anzugreifen. Der König, der es mit der ganzen Welt gut meinte, konnte nicht begreifen, was das Parlament vermöge, ihm nach dem Leben zu trachten. Nichts anderes, erklärte der Minister, als des Parlamentes laut, doch immer vergeblich ausgesprochenen Willen, den herrschsüchtigen und gefährlichen Orden der Jesuiten aus dem Reiche zu entfernen, so lange der König da nicht nachgebe, schwebe sein Leben immer von einer oder der andern Seite in Gefahr; die Furcht und die Aussicht, den unbequemen Beichtvater los zu werden, wirkten sichtbar auf den König; unbedeutende Streitigkeiten mit den Kaufleuten zu Marseilles wurden zum Vorwand genommen, und die Jesuiten i. J. 1762 aus Frankreich vertrieben.

Spanien nahm uns gütig auf, Carl III. war uns sehr geneigt, nicht so sein Minister, auf den französische Gesinnungen mächtig wirkten. Vier Jahre lebten wir ruhig, im fünften traten die Agenten des

französischen Ministers schon öffentlich auf, und wir sahen unsern nahen Fall vorher. Eine Intrigue wurde dazu gebraucht, schwerlich in spanischen Köpfen entsprungen. Eines Abends, als die Pforte unsers Collegiums zu Madrid schon geschlossen war, wurde daran geläutet, ein Unbekannter gab ein starkes Packet für den Rector ab; dieser, da er das Ordenssiegel erkannte, und auf dem Weg zum Abendessen war, ließ es uneröffnet auf sein Zimmer tragen. Noch vor dem Ende des Abendessens erschienen zwei königliche Commissarien, und nahmen dem Rector seine ganze Correspondenz ab, auch das versiegelte Packet; der Rector und ein Consultor mußten in demselben Wagen mit den Commissarien an der Stelle zum König, dort fanden sie auch den Minister. Die Correspondenz wurde flüchtig durchgegangen, dann das versiegelte Packet eröffnet. Es enthielt scheinbare Beweise, daß Carl III. kein echter Sohn Philipps V. sei, mit dem Beisatz, es sei nun kein Anstand mehr, die Krone auf ein würdigeres Haupt zu bringen; unterzeichnet mit einem Chiffer. Man hatte dem König einige Tage früher aus scheinbarem Diensteifer, absichtlich von französischen Agenten erfundene Besorgnisse über diese Frage beigebracht, und kannte seinen Charakter gut genug, um zu wissen, daß er über einen Gegenstand solcher Art keine förmliche Untersuchung zugeben, daß er aber auch den Jesuiten ihre, wie es schien, erwiesene Theilnahme nicht werde hingehen lassen. Man wollte nichts als uns entfernen, die Frage selbst, da sie ganz erfunden

war, konnte keine Folgen haben. Es erschien daher am zweiten April 1767 ein Edict, in welchem der König sagt, aus Gründen, die in seinem Herzen verschlossen bleiben, befehle er, daß alle Jesuiten sich sogleich aus seinen Reichen entfernen. Es war zum Bewundern schnell dafür gesorgt, daß dieser Befehl streng vollzogen wurde.

Meine Obern schickten mich nach Wien. Im folgenden Jahr wurde der Orden aus Neapel und aus Parma vertrieben; es war leicht vorher zu sehen, daß wir unserer gänzlichen Auflösung entgegen gingen. Sie war eine Folge der veränderten europäischen Politik; Frankreich, seit Jahrhunderten Oesterreichs Erbfeind, ward dessen Bundesgenosse, und durch wechselseitige Heirathen schloß sich Maria Theresia an die Bourbonischen Höfe; dem Kronprinzen gab sie eine Prinzessinn von Parma zur Ehe, dem zweiten Sohne eine von Spanien, eine Tochter vermählte sie dem König von Neapel, nachdem schon zwei früher ihm verlobte Erzherzoginnen gestorben waren, eine andere dem Herzog von Parma, die jüngste leider dem unglücklichen Ludwig XVI. Jahre lang widersetzte sich die weise und gute Kaiserinn unserer Aufhebung, ungern gab sie endlich dem unablässigen Andringen der Bourbonischen Höfe nach; ungern und zaudernd unterschrieb Papst Clemens XIV. das Aufhebungsbreve. Er war ein frommer und gelehrter Mann, allein in Klöstern aufgewachsen verstand er sich nicht auf Politik, gewonnene Cardinäle schreckten ihn ein, so wie Avignon und Venaissin. Bene-

vent und Pontecorvo schon von den Bourbonen dem heiligen Stuhl entrissen worden, so werde nächstens mehr, vielleicht Alles entrissen werden, wenn man ihrem Willen auch jetzt, nachdem die Kaiserinn eingestimmt, nicht nachkomme. Der gute Papst hielt es für seine Pflicht, uns aufzuheben.«

»Ich kenne die Geschichte zu wenig,« sagte ich, »um Ihnen etwas anderes entgegen zu stellen, als den großen Reichthum der Jesuiten, der bleibt immer bedenklich.«

»Unser Reichthum bestand eigentlich darin, daß wir weniger ausgaben, als wir einnahmen, und daß wir sehr wenig brauchten. Wären Sie nur um 10 Jahr älter als Sie sind, so würden Sie selbst gesehen haben, daß unsere Zimmer nicht viel besser eingerichtet waren als die Zellen der Capuciner, daß wir von allen religiosen Instituten den frugalsten Tisch hatten und am wenigsten Wein tranken. Man hat auch in Oesterreich viel geschrien von unserm Reichthum und großen Besitzungen; und nach der Aufhebung reichte alles zusammen kaum zu, den Priestern eine Pension von 300 fl. zu zahlen.«

»Erlauben Sie, Ihre Gebäude allein sprechen schon einen großen Reichthum aus. Ich will nur der Universitätskirche zu Wien erwähnen, in die ich oft genug gehen mußte. Welche Summen mag diese prächtige, von Jesuiten erbaute Kirche gekostet haben, auf deren Thürmen die goldnen Kreuze im Sonnenschein wie Flammen glänzen!«

»Allerdings haben Jesuiten diese Kirche gebaut,

in so ferne sie Baumeister, Maler und Bildhauer dabei waren, das Geld dazu aber hat der Kaiser hergegeben.«

Mit diesem Gespräche erreichten wir gerade zur Zeit des Mittagessens das Schloß wieder.

Am Dinstag Nachmittag stürmte Claudius bei mir zur Thür herein: »Auf! auf! sie kommen!« Ich sah ihn groß an, und wußte nicht gleich, wovon die Rede war. »Der Hiesel treibt um einen Tag früher ab, weil wir einen anhaltenden Regen bekommen. Nur geschwind hinab.«

»Sie müssen ja, glaube ich, vor meinen Fenstern vorüber.«

»Von dieser Höhe kannst ja keinem Vieh ins Gesicht sehen.« Es half nichts, ich mußte mit. Unten fanden wir die Notabeln des Thales von beiden Geschlechtern versammelt. Man vernahm nur abgebrochenes Geflüster wie bei Erwartung großer Ereignisse. »Da sind sie!« schrie einer auf; man hörte die Kuhglocke. Das Publicum theilte sich rechts und links des Weges in respectvoller Weite Spalier machend; Claudius hielt bei mir. Eine einzelne Kuh schritt stolz voraus mit der Glocke am Hals und einen Kranz um die Hörner gewunden. »Ich wollte nicht rathen,« lispelte mir Claudius zu, einer andern die Glocke anzuhängen, als eben der stattlichsten von allen, es gäbe eine abscheuliche Confusion.« Noch 17 Kühe folgten alle trächtig und von gleicher Farbe, braun mit einem weißen Strich über den Rücken. Sie schritten zu dreien und vieren, ohne Prätension

auch einander vortretend; die Witterung des altbekannten Stalls beschleunigte ihre Tritte. Claudius kannte sie alle aus einander, wußte ihre Namen und ihr Alter, machte Bemerkungen, in wie ferne sie auf der Alpe zugenommen, und hatte seine Muthmaßungen, welche etwa früh oder spät zur Ehre der Glocke gelangen könnte. Nach den Kühen kam das lustige Volk der Kalben, Terzen und Kälber in hellen Haufen, und producirte sich mit ungeschickten Sprüngen. Nach ein paar Minuten folgte die Schafherde in gedrängtem Klumpen, viel Staub erregend. Ich wollte mich flüchten, sie ließen mich nicht los, die ganze Gesellschaft zog mich mit in die neu bevölkerten Ställe. Man hatte den Ankömmlingen frisches Futter eingestreut, sie fraßen mit Begierde. Der Mensch ist doch in so ferne übler daran, als er bei weitem nicht in so reichlichem Maße genießen kann; wahrhaftig, es gibt Momente, in welchen man eine Kuh seyn möchte. Bis die Glocke zur Kirche rief, und noch beim ganzen Abendessen war von nichts die Rede als von der glücklichen Ankunft des Viehs von der Alpe. Es ist für einen gebildeten Menschen kaum begreiflich, wie die Leute an einer Begebenheit ohne alles Interesse so viel Antheil nehmen können. Worauf sie sich aber gut verstehen, das ist das Wetter, wie vorher gesagt worden, hat es richtig die ganze Woche fort geregnet. Da das ganze Thal keinen Regenschirm besitzt, hat man mich immer, wenn es regnete, mit Parthien ins Freie verschont; so ward ich Freitag Abends mit der Vergangenheit

meiner Begebenheiten fertig, und kann jetzt gleich neben der Gegenwart mit dem Tagebuch anfangen. Um meinem eintönigen Vortrag noch mehr Abwechslung zu geben, schreibe ich, wie Julius Cäsar und Friedrich II. oder Einzige gethan, wenn ich von mir selbst spreche, immer der Doctor, als ob eine dritte Person spräche.

Siebenter September, 1794.

Es ist ein preiswürdiges Unternehmen sich ein Tagebuch zu halten. Es gibt viele Stunden des Tages, wo uns die Witterung nicht erlaubt auszugehen, wo uns Lesen oder Musik nicht freut, wo wir ohne Besuch bleiben, ja es fügt sich wohl gar, daß man Abends keine Spielparthie hat, und zugleich in keinem Theater etwas Anziehendes gegeben wird; alle diese lästigen Stunden kann man mit einem Tagebuch angenehm zubringen. Der Doctor, den das Schicksal in dieses Thal warf, das mit Recht, die Einöde heißt, wo ihn die Liebe zwischen ungebildeten Menschen gefangen hält, hätte verzweifeln müssen, wenn er nicht auf den Gedanken verfallen wäre, die Geschichte seines Aufenthaltes hier zu Papier zu bringen. Man glaubt nicht, um wie viel unterhaltender es ist eigene Gedanken zu schreiben als fremde zu lesen.

Der Doctor kommt aus der Kirche; er hat sich halb gezwungen, schon 14 Tage die verkehrte Lebensart gefallen lassen, um 9 Uhr zu Bett zu gehen, um 5 Uhr aufzustehen, und ganz überflüssigerweise

täglich zweimal eine halbe Stunde in der Kirche zu verlieren. Er will ein Ende machen, will die Früchte dieses Zwanges ernten, er beschließt, das Mädchen, das man ihm von allen Seiten fast angeboten, morgen nach dem Gottesdienst förmlich zu begehren, der Festtag Maria Geburt soll zugleich der Geburtstag seines Ehestandes seyn.

Achter September.

Der Doctor kann kaum das Ende des Gottesdienstes erwarten. Nach dem Schlusse der Predigt zieht der Pfarrer ein Blatt hervor und liest herab: »Es gedenkt sich in den heiligen Ehestand zu begeben der hochedelgeborne Herr Dominicus Neuhäusler, Professor der Physik an der k. k. Universität zu Innsbruck, mit der wohledlen Jungfrau Walburga Berghofer bei ihrem Vater auf Schloß Einöd. Werden verkündet zum ersten Mal.«

Es fehlte nicht viel, so hätte der Doctor aufgerufen: »Wie?« Er saß noch wie versteinert, als die Kirche schon leer war, und der Pfarrer sich entfernte; es ging in seinem Kopf unter einander wie auf einer Maskerade, er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Das erste Mal machte er allein einen großen Spaziergang in den Wald, er wollte mit niemand zur Sprache kommen, bis er einen Entschluß gefaßt hatte. Alles wohl erwogen fand er endlich, was mit hellen Augen wohl Jedermann finden mußte, daß er, der Doctor in jeder Rücksicht eine viel bessere Parthie sei als der Professor, daß

es also diese Leute, die nicht viel mehr als Bauern sind, für ein großes Glück ansehen werden, wenn er das Mädchen, das lebhafte Zuneigung schon deutlich genug ausgesprochen, zu seiner Gemahlinn erhebe. Wie er sich auf sein Leben hier von Tag zu Tag zurück erinnerte, schien ihm, daß jedes Glied der Familie diesen Wunsch schon ausgesprochen habe; warum hätte man ihn sonst zurückgehalten, als er um einen Wagen nach Innsbruck schreiben wollte. Der Professor, ein lustiger Phlegmatiker, der seinen Vortheil wohl zu berechnen versteht, werde sich gern bequemen zurück zu treten, wenn ihm der Doctor begreiflich macht, daß er viel zu alt für das Mädchen sei, und ihm jährlich ein paar Pfund Gold zusichert. Alles, das war ihm nun klar, kommt nur auf das Wort an: Ich nehme das Mädchen. Stolz und ruhig wie ein Feldherr, der nach wohl überdachtem Schlachtplan, des Sieges gewiß, den Moment in seiner Willkühr hat, wo es ihm beliebt den Degen zu ziehen, schritt der Doctor durch den Wald zurück zum Mittagessen.

Sein erster Blick fiel auf Walburg, sie sah ihn mit unveränderten freundlichen Augen an, das galt ihm als Beweis seiner Voraussetzung, und die ganze Tischgesellschaft schien seine Gedanken zu errathen, denn alles ward fröhlich. Er hätte jetzt schon den Degen ziehen können, allein er wollte durchaus kein Wort von Einwendung hören, selbst die nicht, daß das Mädchen schon versagt sei, er beschloß, zuerst den Professor, den man in ein paar Tagen erwar-

tete, zu bearbeiten. Um die heitere Stimmung zu erhalten, ging er mit der Familie in die Vesper und von da gleich in Gesellschaft der Männer auf die Schießstatt. Man forderte ihn auf mitzuhalten, er entschuldigte sich mit der Versicherung, in seinem Leben keine Kugelbüchse abgefeuert zu haben. Man zeigte ihm, wie man dabei zu Werk geht, jeder wollte ihm einen Schuß abtreten, Walburg brachte einen prächtigen Strauß, es war heute an ihrem Vater das Beste zu geben, sie hatte ihn gewunden. Unvorsichtig ließ sich der Doctor dadurch verleiten, als Schütze einzutreten. Der Schmid bot ihm sein Gewehr an, das war aber so schwer, daß er es kaum erhalten konnte. »Ungeschickt,« sagte der Hafner, »wie wird ein Wiener Herr mit deiner Kanone schießen? Da, wenns beliebt, mein Rohr ist das leichteste von allen.« Der Doctor nahm das bereits geladne Rohr, setzte die Gläser auf, denn mit freiem Auge sah er die Scheibe nicht, und drückte ab. Einen Schlag ans Ohr bekam er, der ihn zwei Schritte zur Seite warf, und das Gestell der Augengläser verletzte ihm die Wange, daß sie blutete. Cassian verordnete wieder kaltes Wasser, und rieth in Zukunft das Gewehr fester zu halten; der Doctor protestirte gegen jeden ferneren Schuß. Burgerl kam wie im Fluge mit einem Glas Wasser, knüpfte das feine Tuch los, das sie um den Hals gebunden trug, und klebte ihm bald ein, bald das andere Ende, frisch in's Wasser getaucht, auf die Wange, sprang auch, so oft es nöthig war, zum nahen Bach um kal-

tes Wasser. Wer schildert seine Empfindung bei dieser rührenden zärtlichen Sorgfalt? Armer Professor! dachte er, so wirst du denn auch erfahren, wie schwach das schöne Geschlecht ist, wenn nur der rechte Mann kommt. In dem Augenblick, wo sie in die alte Stube der Langenweile treten soll, öffnet sich ihr der fröhliche Saal der Jugend; wer wird es ihr verdanken, daß sie in diesen hinein hüpft? Das kleine Ungemach, das ihn getroffen, ward ihm willkommen unter der angenehmen Heilung, der Zukunft entgegen lächelnd sagte er dem Mädchen: »Du bist also Braut, so viel ich heute gehört?«

»Ja, über vierzehn Tage jährt sich's schon, der Vater hat nur gemeint, daß ich noch ein Jahr zunehmen und im Kochen fester werden soll.«

»Und nach Innsbruck willst du? bist du denn schon da gewesen?«

»Nein, aber in Brixen war ich und das ist schon groß und lustig, und Innsbruck, sagen sie, wäre noch lustiger und größer.«

»Das ist alles kein Schatten gegen Wien mit seinen 300,000 Einwohnern, man sieht in jeder Gasse mehr Leute und mehr Reichthum, als in ganz Innsbruck und Brixen zusammen. Und dann Augarten, Prater, Stephansthurm, Hetze, man hat nicht Augen genug für alle die Herrlichkeiten.«

»Ich bitt dich.«

»Viele Doctoren halten Equipage.«

»Was ist das?«

»Das ist eigene Pferde und Wagen, damit man

auf drei vier Stunden weit in den schönen Gegenden spazieren fahren kann.«

»Das gefiel mir schon auch.«

Der Doctor hätte dieses leise Gespräch, auf der Bank unter der Linde sitzend, mit dem vor ihm stehenden Mädchen gern länger fortgesetzt, um sie auf das Leben in Wien begierig zu machen, allein Claudius setzte sich mit unbequemer Theilnahme neben ihn um seinen Schaden zu besehen: »Na, Burgerl,« sagte er, »du hast deine Sachen als Badergesell gut gemacht, es ist nichts mehr übrig als ein bischen Röthe, die vergeht von selbst, es braucht das Bepflastern nicht mehr; komm Doctor, wir fangen jetzt an zu kegeln, da mußt mithalten.« Damit zog er ihn von der Bank auf. Das Mädchen, das nun hier nichts mehr zu thun hatte, ging mit dem leeren Glas und nassen Halstuch singend davon. Der Doctor müßte kein Wiener gewesen seyn, wenn er nicht im Kegelscheiben sich ausgezeichnet hätte; das Lob, das er erwarb, zumal da später die Weiberleut, wahrscheinlich um seinetwillen, alle gekommen waren, weckte seine heiterste Laune, und er sonderte sich nicht ab, bis er zu Bette ging.

Neunter September.

Der Vormittag reichte nicht zu, um das Tagebuch von gestern nieder zu schreiben, und Nachmittags war der Doctor so wenig aufgelegt dazu, daß er bis zum Abendessen damit zu thun hatte. Er konnte also nichts anderes an diesem Tage bemerken, als

daß das Tagebuch vom vorigen geschrieben wurde. Indessen wäre zu wünschen, daß es im ganzen Leben sich immer so fügen, immer auf einen Tag, an dem sich viel mit uns ereignet, und man nicht Zeit zum schreiben hat, ein anderer folgen möchte, an dem sich nichts ereignet, um mit dem Tagebuch nachzukommen.

Zehnter September.

Der gebildete Mensch hat in seinem Leben viele und oft vortreffliche Einfälle; wenn er aber keinen Gebrauch davon macht, so ist es so gut, als ob er sie nicht gehabt hätte. Trägt er sie hingegen in sein Tagebuch ein, so sind sie der Nachwelt erhalten. Noch in späten Jahren kann er sich das Vergnügen machen, darin zu blättern, und sich über die Blüthen seines Geistes zu erfreuen; er kann eine Blumenlese seiner herrlichsten Einfälle herausgeben, oder den Faden eines einfachen Romans erfinden, und an diesen seine Einfälle sämmtlich anreihen. Für alle Fälle hinterläßt er an dem Tagebuch ein Capital, wenn er sich die Mühe gibt, die Geschichte seiner Kindheit noch vorne anzustücken; denn es wird dann nur darauf ankommen, daß die Erben die letzten paar Tage ergänzen, und die Buchhändler werden einander überbieten, um eine so vollendete, reich ausgestattete Lebensbeschreibung in Druck zu legen.

Jetzt wurde der Doctor im Zuge seines Philosophirens unliebsam durch den Claudius unter-

brochen. »Der Bruder ist schon früh in den Berg,« sagte dieser, »und hat gemeint, ich sollte mit dir nachkommen, damit du unsern Bergbau doch auch sähest.«

»Ist das hoch?« fragte der Doctor.

»Nicht hoch, in einer halben Stunde sind wir oben.«

»Es ist schon neun Uhr vorüber, wir müßten in der größten Hitze wieder nach Haus gehn.«

»Pfui, schäm' dich, wegen des bischen Wärme im Zimmer zu bleiben; es ist heute g'rade ein recht schöner Tag.«

Ueber dieses Andringen ging dem Doctor ein Licht auf; ohne Zweifel hatte Burgerl weiter erzählt, was er auf der Schießstatt mit ihr gesprochen, und man wollte ihn jetzt durch den Anblick der Goldgruben zu einer bestimmten Erklärung vermögen, um mit ihm gleich zu werden, ehe der Professor käme. Er aber blieb bei seinem Vorsatz und ergriff die Gelegenheit zu einer ihm wichtigen Erkundigung, erwiedernd: »Ich verstehe nichts vom Bergbau, vergebne Mühe wäre es also von mir, hinaufzusteigen, und von dir und deinem Bruder, mir oben eine Vorlesung zu halten; ich werde mir aber eine genügliche Vorstellung von der Ausdehnung eures Bergwerkes machen können, wenn du mir nur sagst, wie viel Centner Gold ihr jährlich nach Schwatz abführt.«

»Du hättest gar nicht zu sagen gebraucht, daß du nichts vom Bergbau verstehst, wenn du fragst,

wie viel Centner wir abführen. Wir sind froh, wenn wir es gegen drei Pfund im Jahr hinbringen. Ja, wie der Großoheim den Sand aus beiden Bächen abgeschlemmt hatte, da gab es etlich siebenzig Pfund Waschgold; und von daher haben wir noch ein Capital, sonst könnten wir nicht leben, wie wir leben.«

»Ei, so wollte ich mich doch die Mühe nicht verdrießen lassen, den Sand aus den Bächen alle Jahre zu waschen, um desto besser zu leben; das Capital wird ohnehin durch die Aussteuer der Burgerl namhaft kleiner werden.«

»Du red'st, wie du's verstehst; es dürfen wohl noch 100 Jahr vergehn, ehe man auf ein Waschgold denken kann, das die Arbeit zahlt. Das Heirathgut der Burgerl wird uns nicht wehe thun; sie bekommt sechs Stück feine Leinwand, die sie selbst gesponnen und gebleicht, und sechs Stück gröbere, die Halsperln von ihrer Mutter, und was ihr etwa mein Weib und die Clarl an Goldgeschmeid noch von ihren Großmüttern her beisteuern werden. Unser Capital hat uns Gott der Herr für die ganze Gemeinde gegeben, sagt der Oheim, wir dürfen es nur im Fall der Noth angreifen.«

Der Doctor hatte darüber seine eigenen Gedanken, und schwieg; er hatte auf den Busch geklopft, und es waren nicht solche Vögel ausgeflogen, wie er erwartete. Claudius sagte endlich: »Na, weil du nicht mitgehst, weiß ich auch etwas Besseres zu

thun," und verließ ihn; der Doctor versank aber in immer tiefere Gedanken.

Eilfter September.

Schicksal! Was ist Schicksal? Ist es der Zustand, die Verhältnisse, worin wir uns befinden, oder ist es ein Wesen, das diese anordnet und herbeiführt? Und ist dieses Wesen außer uns, oder sind wir es selbst? Einige verstehen die Vorsehung darunter, wie sie denn überhaupt gern aus der Philosophie in die Religion überspringen; doch ihre Zeit ist vorüber. Dem tiefen Denker ist es klar: schwachen untergeordneten Geistern wird ihr Schicksal von andern Menschen gemacht, der aufgeklärte Mann, der seine Umgebung übersieht, macht es sich selbst. So war sich auch der Doctor bewußt, daß er sein Schicksal in der Hand habe; er hatte keine Leidenschaft für das Mädchen, aber einem Andern weichen zu sollen, beleidigte sein Ehrgefühl, er blieb also bei dem Entschluß, vorerst den Professor, den man heute erwartete, zum Rücktritt zu bestimmen, und dann mit voller Freiheit zu handeln.

Wir waren bei der zweiten Speise, also auf dem Gipfel unseres Mittagsessens, da hörte man hurtige Mannstritte die Stiege herauf; Burgerl wurde roth und drehte sich gegen die Thür, der Professor trat ein, sein Scheibenrohr mit ledernem Ueberzug in einer Hand, eine Tasche mit kleinen Nothwendigkeiten in der andern, hinter ihm ein Knecht vom Berghof mit dem Felleisen und zwei

mäßigen Bündeln. Der Doctor hätte diesen Aufzug gern lächerlich gefunden, allein die hohe Gestalt des Professors, der verständige Ausdruck des Gesichts, die Beweglichkeit des Körpers und die Natürlichkeit jeder Bewegung hielten das Komische des Gepäcks von der Persönlichkeit ferne. Das Mädchen sprang auf, nahm ihm mit der Linken die Tasche ab und reichte ihm die Rechte; er schlug ein, und in zwei Secunden hatte sein sprechendes Auge dieß und jenes gefragt und gesagt. Freundliche Grüße tönten ihm von allen Seiten entgegen, auch die bekannten zwei Finger des Pfarrers waren in Bewegung. Nachdem er sein Rohr vorsichtig in die Ecke gelehnt, und alles Gepäcke abgelegt war, setzte er sich ohne Umstände auf Burgerls Platz, die nun mit Suppe aus der Küche herauf gelaufen kam, und sie ihm hinsetzte: »Hast nicht ein bischen früher kommen können,« sagte sie, und gab ihm mit der flachen Hand einen Klaps auf die Schulter; worauf sie neben ihm Platz nahm, und ihren Teller zu sich zog. »Wer ist denn noch früher gekommen vom Berghof herüber? Ein wenig schlafen habe ich müssen, um 3 Uhr bin ich aufgebrochen mit dem Michel, der mir tragen geholfen. Schau', daß der Mensch etwas zu essen bekommt.«

»Er sitzt schon dabei,« sagte sie; »warum bist du aber nicht lieber gefahren?«

»Weil ich geschwinder gehe als die Ochsen; aber es zieht sich ein Weg herüber, und bis 5 Uhr haben wir im Wald wenig gesehen, sammt meiner

Handlaterne; sonst wäre ich noch vor dem Essen da gewesen.«

Der Doctor, der auf Umarmungen und Zärtlichkeiten zwischen den Brautleuten gefaßt war, hörte mit Zufriedenheit dieses Alltagsgespräch, das bald allgemein wurde; so sagte dann auch er: »Ich bin noch Ihr Schuldner, Herr Professor, für die Uebersendung meines Koffers.«

»Das wird bald abgemacht seyn,« erwiederte dieser, stand auf, und holte aus einem Bündel seinen Kalender in Quart, worin er jedes seiner Geschäfte zu notiren pflegte; »12 fl. 30 kr. beträgt's sammt dem Trinkgeld.«

Der Doctor war außer Gewohnheit gekommen, Geld bei sich zu tragen, und mußte sich noch auf einige Minuten Credit ausbitten. Man stand auf, Claudius packte das Felleisen auf, jedes Frauenzimmer fand etwas zu tragen, der Professor sein theures Scheibenrohr; so begleitete man ihn auf sein Zimmer neben dem Doctor. Dieser kam bald mit den schuldigen 12 fl. 30 kr., und verwunderte sich nicht mehr über die vielen Bündel, als er auspacken sah. Außer einem neuen nußbraunen Staatskleid mit brillantirten Stahlknöpfen und einem Mantel gab es noch einen großen Wechsel von Unterkleidern und Wäsche, in einer eigenen Schachtel den Haarbeutel, in der andern den Hut, er war mit einem Jagdcasquet gekommen, Schuh und Stiefel, Bürsten aller Art, einen eingerichteten Frisirspiegel und Rasirapparat, ein Kästchen mit

Erfordernissen zum Scheibenschießen, Handlatern, Kalender und dergleichen mehr. Der Doctor konnte vor dem Aufräumen aller dieser Gegenstände und den vielerlei wechselseitigen Fragen und Erzählungen nicht zur Rede kommen, so oft er es auch versuchte; er sah sich gezwungen, den Professor für diesen Nachmittag der Familie zu überlassen, und sich zurück zu ziehen. Nach dem Abendessen aber begleitete er ihn auf sein Zimmer. Er fing damit an, umständlich zu erzählen, auf welche sonderbare Weise er in dieses Thal gekommen, ehe er aber die Hälfte seines Vortrages erreichte, unterbrach ihn der Professor. »Lieber Freund, das alles sagen Sie mir einen andern Tag, heute bin ich seit zwei Uhr nach Mitternacht wach, und habe einen tüchtigen Marsch gemacht, der Schlaf überwältiget mich, daß ich die Augen nicht offen halten kann.« Er fing auch ohne Ceremonie an, sich auszuziehen, und würde sich in Gegenwart des Doctors zu Bett gelegt haben, wenn dieser nicht sein Licht genommen, und ihn mit den Worten verlassen hätte: »Also morgen mehr und Wichtiges.«

»Ja, morgen, morgen. Gute Nacht.«

Zwölfter September.

Es brauchte einige Versuche, bis der Professor allein zu haben war. Der Doctor setzte seine Erzählung von gestern fort, und rückte dann mit der Aeußerung heraus: »Sie werden sich nicht wundern,

wenn ich sage, daß ich die ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften der Tochter vom Haus nicht übersehen konnte.«

»Nun, eben nichts Besonderes, gerade so was man in's Haus braucht.«

»Auf mich hat sie lebhafteren Eindruck gemacht, und um kurz zu seyn, ich habe beschlossen, sie zur Frau zu nehmen.«

»So? Und hat ihnen niemand gesagt, daß ich denselben Entschluß schon früher gefaßt, daß sie meine verlobte Braut ist?«

»Sie hat es mir selbst gestanden, allein, wenn sie Vernunftgründen Gehör geben wollen, werden sie einsehen müssen, daß sie besser thun zurück zu treten und sie mir zu überlassen.«

»Vernunftgründe? Lassen sie einmal hören.«

»Sie sind zu alt für das Mädchen.«

»Ihr Herren Wiener mögt mit 38 Jahren alt seyn; wir hier in den Bergen sind in solchen Jahren noch Jünglinge wie die alten Römer.«

»Sie reisen aber, mein Herr Jüngling, mit so viel Gepäck, wie ein Greis, der auswandert.«

»Ich weiß, daß man hier nicht eingerichtet ist, um Fremde, die auf einem Spaziergang kommen, durch Wochen zu beherbergen, derowegen habe ich ihnen ihren Koffer geschickt. Auch bin ich gern unabhängig und bediene mich ganz selbst. Endlich halte ich die Ehe nicht bloß für einen bürgerlichen Contract, den man allenfalls im Schlafrock unterschreiben könnte, sondern für ein Sacrament, und will

bei der feierlichen Handlung in der Kirche wenigstens so stattlich erscheinen, als wenn ich nach Hof gerufen würde.«

»Allen Respect dafür, aber Ehen von so ungleichem Alter thun selten gut, ich bleibe dabei, sie sind zu alt für ein Mädchen von neunzehn Jahren.

»Und ich werde ihnen gleich zeigen, daß sie zu jung für sie sind. Denken wir nur einmal in die Zukunft, denn wir wünschen uns ja doch ein langes Leben, und heirathen auf Lebenszeit, nicht auf Monate oder Wochen wie jetzt in Frankreich.«

»Nun, so ganz zu verwerfen, unter uns gesagt, finde ich diese Einrichtung nicht, nach Jahren werden wir erst die Folgen davon beurtheilen können.«

»Warum nicht gleich, unter dem lieben Vieh besteht sie ja schon lange. Doch davon ist jetzt noch nicht die Rede, ich wollte sie nur aufmerksam machen, daß die Frauenzimmer gewöhnlich früher zu Verstand kommen als wir Gelehrte, sie werden, Herr Doctor, daraus den Fingerzeig ihrer beliebten Natur entnehmen, daß der Mann um drei bis vier Handvoll Jahre älter seyn muß, wenn er nicht, wie man zu sagen pflegt, unter dem Pantoffel stehen soll, was weder eine anständige Stellung ist, noch eine angenehme.«

»Bei einem graduirten Doctor werden sie doch eine Ausnahme von dieser Regel zugestehen.«

»Wenn er nicht öfters in ein Bassin fällt, vielleicht. Doch ernsthaft gesprochen wiederhole ich, man muß an die Zukunft denken. In zehn Jahren wird

Walburg 29 Jahr alt, und die anziehende Frischheit der Jugend dahin seyn, bei ihrer kundgegebenen Vorliebe für französische Heirathen wird es da mit der Zufriedenheit im Ehestande schon schlecht stehen. Ein Mann von 48 Jahren hat eben den Gipfel seines Daseyns erreicht, eine Frau von 39 Jahren ist schon auf dem Wege bergab, und wenn sie mit 58 Jahren eine Frau von 49 haben, so werden sie sich manchmal besinnen müssen, ob sie nicht ihr Sohn sind.«

»Das kann nicht ihr Ernst seyn, es gibt gar viele glückliche Ehen selbst bei ganz gleichem Alter.«

»Das lassen wir dahin gestellt seyn, es war mir allerdings nur halb Ernst mit meiner Berechnung. Die Wahrheit ist, daß nicht die Jahre jung und alt machen, sondern die Lebensgeister. In dieser Rücksicht bitte ich, sich um meinetwillen nicht in unnöthige Sorgen zu setzen, sondern die Frage, ob ich für meine Braut jung genug bin, ganz ruhig mir selbst zu überlassen.«

»Da sie so stolz thun, muß ich andere Saiten aufziehen. Sie wissen, vermuthlich länger als ich, daß das Mädchen von Jugend auf gewünscht hat, nicht in dem Thal zu bleiben, sondern in einer Stadt zu leben, im ganzen Thal ist niemand, der ihr diesen Wunsch erfüllen könnte. Sie kommen jährlich herein, das Mädchen gefällt ihnen, sie sprechen ihr von Innsbruck, sie schlägt ein, in Ermanglung einer andern Wahl. Nun komme ich wie vom Himmel gefallen, meine Persönlichkeit macht vom ersten Augenblick an Eindruck auf sie, sie hat nun eine

Wahl, und sie wählt, wählt Wien vor Innsbruck. Das ist so natürlich und nothwendig, daß das Gegentheil ein Wunder wäre. Ich erwarte von ihrem Verstande, daß sie keine gezwungene Ehe wünschen werden.«

»Sie sind in Irrthum, lieber Doctor, wenn das Mädchen andern Sinnes geworden wäre, hätte sie mir's gestern schon gesagt, sie ist sehr aufrichtig.«

»Ich habe mich noch nicht erklärt, ich war zu edel hinter ihrem Rücken zu handeln.»

»Nun so erklären sie sich gleich jetzt, damit sie je eher, je lieber aus dem Traum kommen. Sie sitzt bei der Clara im Zimmer, und näht an ihrem Brautkleid.«

»Sie dünken sich ihrer Sache sehr gewiß.«

»Ich bin ihr dieses Zutrauen schuldig. Auf Wiedersehen.«

Der Professor ging in den Garten, der Doctor zu Clara, wo er beide Frauenzimmer arbeitend antraf. Nach einem rednerischen Eingang mit auserlesenen Lobsprüchen und umständlicher Darstellung des Freudenlebens in Wien an der Seite eines jungen gebildeten Mannes, der nebst einem bedeutenden eigenen Vermögen durch ärztliche Praxis reichliche Einkünfte erwirbt, sprach er endlich: »Ich will dir dieser Mann seyn, auf dich ist meine Wahl gefallen, schlag ein, und ich führe dich als meine Gemahlinn nach Wien.«

Das Mädchen sah ihn groß an und arbeitete fort.

»Ist mein Antrag keiner Antwort werth?«

»Fürchtest du dich nicht,« sagte sie endlich mit erhobener Nadel, »vor dem Dominicus, daß du solche Sachen zu mir redest.«

»Er ist es, der mich zu fürchten hat, ich habe ihm meine Absicht angekündigt.«

»Das ist ein anders,« sagte sie und arbeitete wieder fort.

»Nun, dein Entschluß?«

»Den kannst du dir ja wohl selbst denken.«

»Sprich ihn aus, Holde, hier vor deiner guten Tante, die gewiß nicht entgegen ist.«

»Ich weiß nicht, wie ich es vorbringen soll, daß es recht manierlich heraus kommt.«

»Sprich Walburg, wie dir's um's Herz ist.«

»Na, wenn du das willst, so sage ich, ich mag nicht.«

Der höchst betroffene Doctor richtete einen appellirenden Blick an die Tante, die ihm aber den schlechten Trost gab: »Es ist ja ganz natürlich, daß ihr der Professor lieber ist, den sie von Jugend auf kennt; und selbst wenn sie wankelmüthig geworden wäre, hätte es dir nichts genützt, denn ich würde ihr begreiflich gemacht haben, daß sie wohl die Frau eines schlichten Mannes in Innsbruck werde vorstellen können, daß ihrer Erziehung aber zu viel mangelt, um nicht in Wien lächerlich und bald dir lästig zu werden.«

Der Doctor ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, die letzten Worte der Clara hatten ihm neue Lichter aufgesteckt; so wie sie ist,

sagte er sich, könnte ich sie auf keinen Fall als meine Frau nach Wien bringen, sie müßte etwas französisch, müßte tanzen, wenigstens eine Entrée de Chambre lernen, feine Handarbeiten wären auch gut, aber es sind nicht einmal feine Hände da. Plötzlich, wie wenn die Sonne aus dichter Wolke tritt, fiel ihm das schmale Heirathgut des Mädchens ein, und es ward hell in seiner Seele. Er rieb sich die Hände und ging mit leisen kleinen Schritten in die Runde, ganz zufrieden.

Noch vor dem Abendessen kam der Professor, um ihm in ernstem herzlichen Ton Glück zu wünschen, daß sein sonderbarer Einfall, der ihn gewiß bald gereut haben würde, keine weitere Folge hat.

»Doch eine,« sagte der Doctor, »man wird mich auslachen.«

»Auch das nicht,« erwiederte Neuhäusler, »es sind die Leute nicht dazu, höchstens würde der Pfarrer und der Vater glauben, daß sie das Mädchen haben auslachen wollen. Ich habe daher den Weibsleuten begreiflich gemacht, daß sie um des ungestörten Einvernehmens willen klug thun werden, von dem Vorgang gegen Jedermann zu schweigen; sie haben es versprochen und werden es halten.«

Das Abendessen verging sonach in gewohnter Heiterkeit, und man ward vorzüglich gut aufgelegt, als Cassian berichtete, daß Kunegunde aus dem Bett sei, und er ihr erlaubt habe, in freie Luft zu gehen bei Sonnenschein.

»Niemand lieber als mir,« sagte Clara, »ich

hätte mich hart dazu bequemt, in meinen alten Tagen noch einmal die Genofeva zu spielen.«

Dreizehnter September.

Tagebuch von gestern geschrieben. Nichts vorgefallen. Auch dem Doctor nichts eingefallen.

Vierzehnter September.

Der Mensch, dachte der Doctor bei seiner Chocolate, auch der gebildete Geist, der hoch über der gemeinen Menge steht, hat doch seine schwachen Seiten. Das Rauschen eines Wasserfalls führte mich in Plagen und Gefahren, das unbändige Verlangen ihn zu sehen, hätte mich bald das Leben gekostet; jetzt, da ich ihn täglich vor Augen habe, sehe ich ihn kaum mehr, und höre nichts von seinem Rauschen. Eben so glaubte ich drei Wochen lang das Mädchen zu lieben, das mir in zwei Tagen ganz gleichgültig geworden. Verliert denn Alles seinen Werth so schnell! wo soll man dann das Glück des Lebens suchen? — In diesen und andern tiefen Gedanken legte er sich ins Fenster. Silbern glänzte der Wasserfall im hellen Sonnenschein, doch nicht lange ergetzte den Doctor das prächtige Schauspiel; eine weibliche Gestalt, die den Hügel herabkam, lenkte seinen Blick links hin. Er setzte die Gläser auf, eine Nymphe vom schönsten Wuchs schien es zu seyn, die Amphora auf dem Kopf mit hoch erhabener Rechten haltend, mit der Linken das Gewand zum sichern Schritt ein wenig hebend; ganz eine Figur aus dem Herkula-

num. Bei des Zimmermeisters Hausthür hob sie den Wasserkrug vom Kopf, und trat hinein; kein Zweifel, es war Kunegunde. Sie wird wohl wieder herauskommen, dachte der entzückte Doctor; sie kam nicht. Er lag noch im Fenster, als man zu Tische läutete, sie war nicht gekommen; sie kochte wahrscheinlich ihren Sterz, die Himmlische.

Nach dem Essen sagte Claudius: »Blasi, nimm dein Gewehr und die Waldina an die Schnur, wir müssen einen Braten auf morgen schießen.«

»Da bin ich auch dabei,« sagte der Professor, »und der Doctor muß auch mit.«

»Thut aber dem Guten heute nicht zu viel,« sagte Cassian, über acht Tage brauchen wir eine Menge.«

Der Doctor, der wieder auf Kunegunden warten wollte, ergriff dieses Wort, um wenigstens heute noch zurück zu bleiben, der rührige Professor aber drängte ihm eine Flinte mit den Worten in die Hand: »Ei, Stubenhocken kann man in der Stadt auch, und Larifari schreiben; die Sonne hat sich versteckt, es ist kühl, der prächtigste Jagdtag.«

Das erinnerte den Doctor, daß Kunegunde nur bei Sonnenschein in die freie Luft soll, und beruhigte ihn; mit raschen Schritten und frohem Muth ging es dem Wald zu.

Beim Abendessen fragte Cassian, wie es mit der Jagd gegangen. »Weil du nicht wollen hast, daß wir viel schießen, haben wir auch einen Spaziergang daraus gemacht, der Blasi hat einen Hasen

g'schossen, ich und der Dominicus jeder einen Schnepfen, die ohne dieß nur über Nacht eingekehrt wären.«

»Und der Doctor?«

»Der hat uns allen zu tragen gegeben, drei Füchse nach einander.«

»Das war brav; wir thun, was wir können, das Ungeziefer auszurotten.«

»Der Doctor hat sich um die Küche von Einöd verdient gemacht,« meinte der Professor.

»Ehrenvolle Erwähnung,« setzte Clara hinzu.

»Gewöhnlich,« sagte der Pfarrer, »sind treffliche Jäger nicht Liebhaber vom Scheibenschießen.«

»Bist noch bös?« fragte Burgerl, die als man aufgestanden war, mit ihrem freundlichsten Blick dem Doctor entgegen trat.

»Nicht im geringsten,« sagte dieser, indem er ihre beiden Hände drückte, nicht im geringsten, vortreffliche Braut meines Freundes.«

Sehr erfreut über diese Aeußerungen kam er auf sein Zimmer, seine neuliche Fatalität mit dem Scheibenrohr war in den Schatten zurückgedrängt, mit der Tochter des Hauses stand er nun in einem angenehmen, ungebundenen Verhältniß; ganz absonderlich mit sich selbst zufrieden legte er sich zu Bette.

Fünfzehnter September.

Der Mensch weiß wohl, wie er sich niederlegt, aber nicht wie er aufsteht, noch was der kommende Tag bringt. Der Doctor hätte diesen Tag gleich

Morgens mit einem schwarzen Stein bezeichnen sollen; ein schwerer Traum forderte ihn dazu auf. Er träumte, von den drei Füchsen, die er geschossen, seien zwei wieder lebendig geworden, und haben den dritten aufgefressen, wonach sie plötzlich wunderbar angewachsen, und die Gestalt von Pferden bekommen. Auf einer Spazierfahrt mit Kunegunden seien sie vorgespannt gewesen, ein schwarzer Bär sei aus dem Wald hervor gesprungen, die Füchse scheu geworden, durchgegangen, der Wagen umgestürzt, der Doctor heraus gefallen; der Bär habe mit seinen Tatzen den Doctor umklammert, sich mit ihm bergab gewälzt, und Kunegunde jämmerlich geschrien. — Er ist zu viel Philosoph; um auf einen Traum zu achten, und hatte keine Ahnung von der schwarzen Wolke, die wirklich seinem Schicksale drohte. Im Gegentheil, obschon ihm nicht mehr daran lag, wie die Familie von ihm denke, er also keinen vernünftigen Grund mehr hatte, in die Messe zu gehen, putzte er sich doch auf das sorgfältigste heraus, zu den weißen Unterkleidern fügte er weiße seidene Strümpfe, vielleicht noch nie gesehen im Thale, und ließ sich ein allerliebstes Schnauzbärtchen stehen; denn er zweifelte nicht, daß Kunegunde, die schon in der Woche außer dem Hause war, bigot genug seyn werde, am Sonntag unerläßlich in der Kirche zu erscheinen. Er wartete im Fenster, bis sie mit den Schulkindern vorüber war, um aus zwei Gründen später zu kommen, erstens um mit einigem Ge-

räusch einzutreten, und dadurch ihre Aufmerksamkeit auf seine schöne Gestalt, die sich im Gehen besonders auszeichnete, zu lenken, zweitens um zu sehen, wo sie ihren Platz hatte, und sonach die Stelle zu wählen, von der er diese gerühmte Schönheit während des ganzen Gottesdienstes betrachten konnte. Er fand, daß man nicht zu viel gerühmt, er versank in dieses Meer von Reizen, er wendete kein Auge von ihr, einen Moment nur weilte ihr Blick auf ihm, er grüßte sie mit süßem Lächeln, sie dankte mit kurz abgeknacktem Kopfnicken. Endlich war der Segen mit dem altfränkischen, so gar nicht melodischen »Heilig, Heilig« aus. Mich wundert, daß man in neuerer Zeit nicht Text und Musik verändert hat. Kunegunde ging mit den Kindern aus der Kirche, der Doctor ihr auf dem Fuße nach, um sie nach Hause zu begleiten, sie entließ aber vor der Thür die Kinder, und kehrte schnell in die Kirche zurück. Jetzt unmittelbar ihr wieder folgen, mußte ihn dem Gelächter aussetzen. Er sah also eine Weile den Kindern zu, wie sie so anständig, die kleineren unter dem Geleite der größern auf verschiedenen Wegen zu ihren Häusern kehrten; dann ging er ein paarmal das bekannte »Bei Männern, welche Liebe fühlen« pfeifend, um die Kirche herum, und schlüpfte endlich ganz leise wieder hinein. Immer den letzten Satz des gepfiffenen Liedes im Sinne, starrte er mit bewaffnetem Auge die Holde an, und es kam ihm völlig wie Zauberwerk vor, als er von der Kanzel über den Text predigen hörte, die Liebe ist das vornehmste

Gesetz, wovon er jedoch nur einzelne Worte vernahm. Als der Pfarrer die Kanzel verließ, war der Doctor einer der ersten aus der Kirche, um sich die Begleitung Kunegundens ja nicht entgehen zu lassen. Sie kam, aber zwischen ihrem Vater und dem Nachbar Schmid; und es blieb wieder bei einem stummen Gruß. Auf seinem Zimmer machte er sich an das Tagebuch. Es ging schlecht, alle dritte Zeile fing er an, auf der Unterlage zu kritzeln, versuchte endlich gar ihre Züge darzustellen, da er aber niemals zeichnen gelernt hatte, strich er die abscheulichen Gestalten immer mit Unwillen wieder aus; nicht einmal gelang es ihm, die Buchstaben K und G zierlich zu verschlingen. Er stand auf. Was — sagte er zu sich selbst — zaudre ich noch? Ein so schönes Mädchen, die einzige Erbinn, ein so alter Vater, und in 10 Tagen soll ich reisen! Er nahm seinen Hut, und zum Thor hinaus. Damit niemand im Schloß bemerken sollte, wohin er gehe, nahm er seinen Weg ganz links auf die Schießstatt zu. Seine Absicht war, jetzt gleich um Kunigunden anzuhalten. Die Schießstatt war gegen einen Felsen gerichtet, über den niemand zu gehen hatte, erst zwischen derselben und der Wohnung des Schmieds ging man hinauf zu dem Weg, der die auf dem Abhang des Felsengebirges befindlichen Wohnungen verbindet. Da hinauf ging der Doctor, die in den Berg eingebaute Werkstatt des Schmiedes vorüber, wo man oben ebenen Fußes in den Kohlenboden kommen kann; jenseits der Schmiedewohnung wieder herab, und so von rückwärts auf

das dem Schlosse näher stehende Haus des Zimmermeisters zu. Ueber den niedern Zaun sah er Kunegunden bald aus einem bald aus dem andern Beete Grünzeug sich zusammenschneiden; bei diesen Bewegungen nahmen sich ihre schönen Formen in der leichteren Hauskleidung vortrefflich aus. Er verlor sich in ihrem Anblick; nun ward auch sie ihn gewahr; sie erhob sich, und blieb stehen, Messer und Grünzeug in den Händen, gleichsam fragend: Was er denn eigentlich da wolle.

»Ich kann nicht umhin — sagte er — schöne Kunegunde, dir meine lebhafte Theilnahme an der Wiederherstellung deiner theuern Gesundheit auszudrücken, obwohl ich ein bischen ungehalten seyn sollte, indem du meine angebotene ärztliche Hülfe verschmäht hast.«

»Man hat halt mehr Zutrauen zu den heimischen Leuten, sei froh, daß du dich nicht hast plagen dürfen« — erwiederte sie, und schlug das Hofthor hinter sich zu, ohne einer ferneren Unterredung Platz zu lassen. Der Doctor ging um die Ecke des Hauses, da saß der Vater wie gewöhnlich auf der Bank vor der Thür, den Rosenkranz in der Hand. Der Doctor grüßte den Alten, welcher dankte und sitzen blieb. Er setzte sich zu ihm, des Willens, seine Anwerbung zu machen, allein der Alte war von so wenig Worten, daß er sie nirgends anknüpfen konnte. Schon war er im Begriff mit der Thür ins Haus zu fallen, da kam der Nachbar Schmid, und setzte sich auf die andere Seite. Jetzt war keine andere Rede mehr als

von der Schießstatt und von der bevorstehenden Komödie; der Alte mußte versprechen, jetzt nachdem die Tochter gesund ist, wieder mitzuschießen, und bei der Komödie wenigstens heuer noch den Pfalzgrafen zu spielen. Griendel ließ sich bitten wie ein Virtuos, und sagte erst nach einigem Weigern zu, worauf der Schmid sehr zufrieden sich beurlaubte. Der Doctor erfreut über die Kürze der Unterbrechung fing nun seinen Vortrag an; allein kaum hatte er einige Worte des Eingangs gesprochen, so schritt Brunner der Müller einher, und setzte sich zu ihnen. Sehr matt spann sich das Gespräch fort, oft riß es ab, immer hoffte der Doctor, der Müller werde gehen, immer blieb er sitzen wie ein Pflaster, würde man zu Wien sagen; bis endlich Kunegunde, mit einem Fuß und dem Kopf außer der Thür, meldete, es sei angerichtet, wonach die drei Männer sich hoben, und in verschiedenen Richtungen trennten.

Beim Mittagessen brachte der Professor für den folgenden Tag eine Wanderung auf die Alpe in Vorschlag.

»Recht, Dominicus,« sagte Clara, ich bin dieses Jahr auch noch nicht oben gewesen, es gibt einmal zu viel zu thun.«

»Und der Doctor muß auch mit,« fuhr Neuhäusler fort, »er sieht nicht leicht anderswo auf solcher Höhe eine meilenweit ausgebreitete Ebene, ganz grün bewachsen, von keinem Strauch unterbrochen, nur hier und da ein Felsstück, das man von Ferne für ein Haus ansieht.«

»Ich freue mich darauf,« sagte der Doctor.

»Ei,« meinte Clara, »für dich möchte es doch beschwerlich seyn, wir brauchen gute sechs Stunden hinauf, und wenn wir nicht gleich wieder umkehren wollen, müssen wir oben übernachten; da gibt es kein anderes Bett als Heu.«

»Ich habe wohl auf hartem Stein geschlafen, und bin ein passionirter Bergsteiger.«

»Sagt mir nur, was ihr oben machen wollt,« fragte Claudius, »nachdem das Vieh schon abgetrieben ist?«

»Die Aussicht,« rief der Professor, »die ganz einzige Aussicht; auf einer Seite, die über alle Tiroler Berge empor ragende majestätische Ortlerspitze, die noch keines Menschen Fuß betreten hat, auf der andern ein Theil von Kärnthen mit dem Weißensee, über den eine Brücke führt, und wo die Leute ihr Kraut auf Flössen bauen, wie die Chinesen.«

»Der Sonnenaufgang,« sagte der Geistliche, »ist es eigentlich, der die Mühe lohnt, hinaufzusteigen. Die Ortlerspitze glänzt wie glühend in rothem Gold des ersten Sonnenstrahls, während über den Ländern noch Nacht liegt, dann fliegen hier und da goldne Säume auf die niedrigeren Bergrücken an; man wendet sich um, und von Moment zu Moment schreitet der Tag vom untersten Kärnthen heran, Bergspitzen, Kirchenthürme, Ruinen alter Burgen tauchen aus der Dunkelheit auf, werden mit jedem Augenblick kennbarer, Bergseen, die der Sonnenstrahl trifft, schlagen die Augen auf, Berg und

Thal scheint in Bewegung. Mein Alter erlaubt mir aber nicht mehr dieses herrliche Schauspiel zu sehen.«

»Da müßt ihr,« sagte Cassian, »morgen gleich nach dem Essen fort, damit ihr übermorgen auf Mittag wieder da seid; wir haben die Quatemberwoche vor uns, also nach altem Brauch das größere Fischen Dinstag Abends oder Mittwoch Früh. Heu wird vorräthig seyn, da wir heuer früher abgetrieben haben.«

»Heu genug,« sagte Claudius, »der Hiesel meint, das Vieh hätte über ein Monat daran.«

»Wie steht's mit dem Holz?«

»Genug, sagt der Hiesel.«

»Du mußt auch mitgehn, Bruder, du kennst dich am besten aus, wenn euch etwa ein Nebel erwischt; was wohl seyn könnte, der Barometer ist gefallen.«

»Da mußt du aber vom guten Wein spendiren, man geht sich matt da hinauf.«

»Wein, versteht sich,« sagte der Professor, »ein Innsbrucker trinkt nichts als guten Wein.«

»Die Schwägerin wird euch den Flaschenkeller anfüllen. Vielleicht geht auch sonst einer von den Männern mit.«

»Der Binder gewiß,« versicherte Claudius, »wenn er vom Wein hört.«

»Ich gehe auch mit,« sagte Blasius.

»Du bist heuer schon öfters oben gewesen, ich brauche dich beim Haus, schon gar, wenn der Bruder nicht da ist.«

»Der Burgerl wirst du's aber doch erlauben,« sagte Clara.

»Ich bitte recht schön, Vater.«

»Weil's das letzte Mal ist, daß ich dir's zu erlauben habe, so kann ich nicht leicht anders.«

»Ich werde schon was zusammen richten,« sagte die Schwägerin Crescentia, »daß die Burgerl Abendessen und Frühstück kochen kann. Den Hasen gebe ich gebraten mit, ist kalter auch gut.«

Damit waren die Präliminarien zu der großen Unternehmung geschlossen. Der Doctor ging Nachmittags mit in die Vesper, in der Erwartung Kunegunden da zu sehen; er sah sie auch, aber noch viel weniger als Vormittag war es ihm möglich, ein Wort anzubringen; die Männer, die ihre Scheibenröhre außen an der Kirche angelehnt hatten, umringten ihn unter Anführung des Professors, wie er heraus trat, und er mußte mit auf die Schießstatt. Nicht lange, so kam auch Walburga, um sich über die Geschicklichkeit ihres Bräutigams zu erfreuen, der oft den Pöller löste. Den Doctor unterhielt das nicht sonderlich; er dachte an Kunegunden, die jetzt ohne Zweifel allein zu Hause sei. Er hielt es für den entschiedenen Zeitpunct, um ihr zu sagen, was für ein Glück sie erwarte, wenn sie seine Gemahlin würde; er wußte nicht, daß sie Brunner's Braut, also da auch nichts zu holen war als ein Korb. Er ging; leider war es der entschiedene Zeitpunct, wo ihn ein im strengsten Verstande schwarzes Schicksal ereilte. Er ging, um seine Absicht zu

verbergen, nicht gegen das Haus des Zimmermanns, sondern wie Vormittags hinter die Schmiede hinauf. Als er oben an der Thür des Kohlenbodens stand, sah er, so nahe, daß er die Gläser nicht brauchte, auf kleiner Wiese unterm breiten Lindenbaum Kunegunden sitzen, Papiere in der Hand, wahrscheinlich die Rolle der Genofeva; fast nur der Mühlbach trennte sie von ihm. Es war gebahnter Weg zu der nicht fernen Brücke, allein der böse Geist der Eitelkeit blies ihm ein, daß eine schöne Gestalt im Abwärtsschreiten sich am vortheilhaftesten ausnehme; er beschloß also, gerade über den Abhang vor seinen Füßen hinabzutanzen, den Bach zu überspringen, und so in gesteigerter Liebenswürdigkeit und reizendem à plomb vor ihr zu stehen. Er wartete nur, bis sie von ihrer Rolle aufblickte. Der Abhang vor seinen Füßen war zum Unglück nicht fester Grund, sondern von unbrauchbaren Schiefern gebildet, die man seit 70 Jahren hier aus dem Kohlenboden geworfen hatte. Kunegunde sah endlich auf, er grüßte sie, sie dankte, er schwenkte den Hut, um ihre Aufmerksamkeit fest zu halten, er streckte den feinen Schuh und weißseidenen Strumpf, und mit dem ersten Sprung versank er in den Kohlenschiefern ganz und gar. Er suchte sich an etwas fest zu halten, alles wich, der Kohlenstaub verklebte ihm die Augen, auf keine Weise vermochte er sich zu helfen, unaufhaltsam wälzte er sich nicht über, sondern mitten durch die Kohlenschiefer in den Bach. Kunegunde sprang herbei, hielt

ihn mit starker Hand am Zopf fest, damit der scharfe Zug des eben vom Wasserfall herabkommenden Baches ihn nicht ins Mühlwerk reiße, und schrie um Hülfe. Die ganze Schießstattgesellschaft kam gelaufen, Brunner voran, hob ihn schnell aus dem Bach, und stellte ihn auf die Wiese hin. Man kann sich vorstellen, wie er aussah mit seinem eleganten Anzuge und gepuderten Kopf. »Ei, Doctor,« sagte der Binder, »bist ein Rauchfangkehrer worden!« Burgerl aber schlug ein schallendes Gelächter auf, daß man kein Wort weiter vernahm. Kunegunde, wie eine mitleidige Samaritanerin wischte ihm die Augen aus, worauf er erst seine Stellung erkannte, und von dem wohlbekannten Gelächter getrieben, davon lief. Man schickte ihm Blasius nach, der ihm aus dem nassen Gewand half. Der Doctor wusch sich, und legte sich zu Bett. Clara, von dem Vorgang unterrichtet, kam mit Melissenthee, und da er versicherte, nicht den geringsten Schaden genommen zu haben, auch bei dem Vorfall mehr verwundert als erschrocken gewesen zu seyn, ging sie unbesorgt mit der guten Nachricht, wie gewöhnlich auf die Schießstatt. Kunegunde, die sich nicht träumen ließ, daß es eigentlich sie gegolten habe, wußte den fatalen Weg, den der Doctor genommen, nur aus dem Mangel seiner Augengläser zu erklären, die er doch sonst selbst in der Kirche aufhabe. Als nun Clarens Bericht dazu kam, machte man nichts mehr aus der Sache. Nach ein paar Stunden befand sich der Doctor auch wieder so wohl, daß er aufstand, sich

trocken anzog, und beschloß, beim Abendessen zu erscheinen. Er wollte durch ein unfruchtbares Zurückziehen sich nicht um die Alpenreise bringen. Auch war man beim Abendessen so bescheiden, das Geschehene nur beiläufig zu erwähnen; Burgerl allein, wenn sie den Doctor anblickte, mußte noch zur Serviette Zuflucht nehmen.

Sechszehnter September.

Nach dem kurzen Mittagsmahl rüstete man sich zum Aufbruch auf die Alpe. Die Männer waren bald fertig; Clara kam mit Walburga nun auch: »Ich bin die älteste von allen, sagte sie, also muß es mir erlaubt seyn, einen Mantel mittragen zu lassen, es ist Abends kalt oben.«

»Ja, sagte Crescentia, die einen Tragkorb mit Lebensmitteln bepackte, wenn so ein schwerer Mantel mit soll, so kann einer allein nicht alles tragen. Es ist nicht, als wär's ebenen Weges.«

»Welchen hast du denn zum Tragen?«

»Den Seppel.«

»Der ist ja schon etliche Jahr nicht mehr oben gewesen.«

»Hinter euch drein wird er dechter gehn können.«

»Spring Eines um den Hannes, er muß den Flaschenkeller tragen.«

»Und den Mantel.«

»Vergiß nichts. Gib mir den Schlüssel.«

»Was sagst Claudi? Mach mich nicht confus.« Damit schloß sie den Flaschenkeller zu, und gab

ihrem Mann den Schlüssel. Die Träger waren zur Stelle, und der Binder kam: Wie viel Kanonen tragt die Fregatte?« fragte er, als er den Flaschenkeller sah.

»Fünf Maß,« sagte Claudius.«

»Das ist auf den Mann ein Vogel und ein Johannissegen; just recht.«

»So, jetzt könnt ihr gehen, sagte Crescentia, indem sie ein Tuch über den Tragkorb gebunden hatte. Ja Nein! rief sie nach, da schon alle aus dem Thore waren, Seppl kehr um, das Salz habe ich vergessen.«

»Er soll nachkommen,« rief Claudius zurück.

Als das Salz eingepackt war, fiel ihr ein, daß die Träger doch auch einen Trunk haben müssen, und sie schickte die Küchenmagd in den Keller unterm Meierhaus, wo der Branntwein lag. Die Alte war eine von den sehr verläßlichen, aber auch eben so langsamen Naturen, und es brauchte Zeit, bis sie mit dem Branntwein gekommen, und dieser verpackt war. Der Träger eilte nun zum Schloßthor hinaus, allein er hatte die Herrenleute schon aus dem Gesichte verloren. Sie hatten auch geeilt aus der Sonne in den Waldschatten zu kommen; sie stiegen mäßigen Schrittes bergan, der Doctor immer voran, bald rechts bald links den Weg verfehlend, und immer von Clara mit der Warnung zurecht gewiesen, anfangs nicht zu eilen; man brauche den Athem noch weiter. Neuhäusler proponirte, unterweges die Kanzel mitzunehmen, so nannten sie einen, fast dem Schlosse gegenüber liegenden, hoch oben aus dem

steilen Wald hervorspringenden halbrunden Fels, aus dem man das ganze Thal von oben übersah wie eine ausgebreitete Landkarte.

»Das ist ein starker Umweg, Dominicus,« sagte der dicke Binder.

»Es geht aber desto sanfter so schräg hin, und der Doctor wird diesen Anblick in seinem Leben nicht vergessen.«

Burgerl war auch nie dort gewesen, also sehr für den Vorschlag. Nach einigem Widerspruch siegte die Beredsamkeit des Professors. Der Doctor hatte sammt seinen Gläsern kaum Augen genug die niedliche Landschaft unten im Waldkessel mit den ganz klein erscheinenden Häusern umher, und dem grünen Boden in der Mitte, auf dem die Fußsteige wie Fäden, die Bäche wie Silberbänder lagen, zu überschauen. Man sah auch deutlich die Platte, auf die der Wasserfall sich stürzte, und aufschäumend sich theilte. Haselhühner meldeten sich, der Doctor und der Professor hatten Flinten. Nachdem sie sich eine Weile mit deren Verfolgung herum getrieben hatten, schoß jeder eines. Der Schuß knallte auf dieser Höhe so schwach, daß man ihn für entfernter hielt. Claudius pfiff auf zwei Fingern aus Leibeskräften. »Mit eurer Jagd haben wir auch wieder, sagte er, als er sie kommen sah, eine gute halbe Stunde umsonst verloren.«

»Nicht umsonst,« sagte der Professor, indem er dem alten Hannes die Haselhühner übergab, »die werden uns schmecken.«

»Ja, wenn wir nur vor Nachts die Hütte noch erreichen.«

»Warum nicht, wenn wir etwas schärfer auftreten.«

»Der Bruder könnte recht haben, daß uns noch ein Nebel erwischt, es fangt an bedenklich auszusehen.«

Sie zogen nun in schärferem Schritte sich links. Es kam allen weiter, als sie es sich dachten, vor, ehe sie nur ins Krummholz kamen. Der Doctor sah nach der Uhr, es war fünf Uhr. Da konnten sie jetzt nicht schnell gehen, mehr als eine halbe Stunde brauchten sie, sich hindurch zu arbeiten, von einer Minute zur andern ward auf diesem peinlichen Wege ihre Ungeduld gesteigert, indem der Nebel sich immer dichter verbreitete. Sie waren endlich heraus auf freier Weite, aber in so dichtem Nebel, daß sie nicht über drei Schritte vor sich sahen. Jetzt trat noch eine unglückliche Verschiedenheit der Meinungen ein, Claudius bestand darauf, man müsse links schräg aufwärts gehen, und Hannes stimmte ihm bei, allerdings eine große Authorität; Clara dagegen, auf ihre Orientirungsgabe vertrauend, behauptete, gerade aufwärts könnten sie die Hütte nicht verfehlen, ihrer Meinung war der Professor, Burgerl aus Anhänglichkeit, der Doctor aus Galanterie und der Binder, ohne selbst zu wissen warum. Diese große Majorität hielt jener Authorität die Wage, und man schlug, was selten zum Ziele führt, den Mittelweg ein. Claudius brach in die komische Klage aus: »Mein Weib vergißt doch gar

so oft, jetzt hat sie wieder vergessen, mich zu mahnen, daß ich den Compaß mitgenommen hätte.«

»Wahrhaftig man findet ohne Compaß auf dem großen Weltmeer den Weg leichter als hier,« sagte der Professor.

Man war schon über eine Stunde zur Unzufriedenheit beider Parteien steil aufwärts gestiegen, bald riefen die zu weit links, bald die andern zu weit rechts, ohne noch auf einen aus dem Boden hervorragenden Fels gestoßen zu seyn, den man für ein Wahrzeichen von der Nähe der Hütte erkannt hätte. Es ward dunkel, Claudius und seine Schwester verloren die Zuversicht und gaben einander in der Richtung wechselweise nach, das schlimmste, was sie thun konnten; denn nun geriethen sie vollkommen in die Irre, als die Nacht sie überraschte. Sie hatten zwar die obere Fläche erreicht, allein, auf welchem Puncte, und wo nun die Hütte zu finden sei, das war die Frage. Man trat in Unterhandlungen und kam endlich überein, sich ganz der Führung des Hannes zu überlassen, der schon so manche Jahre den Sommer hier oben zugebracht habe. Dieser protestirte sogleich, jetzt bei stockfinsterer Nacht könne er für nichts stehen, dabei aber bleibe er, daß man zu weit rechts sei. Man ging also links, Hannes und Claudius voraus, dann der Doctor mit Clara, der Professor mit seiner Braut, der Binder hinterdrein; ein höchst seltsamer Spaziergang. Claudius zeigte sich hier als feiner Kopf, er brachte den Friedensschluß zu Stande, in-

dem er blos den Namen des Parteiführers aufgab, die Wirklichkeit aber behielt.

Niemals wird die Zeit länger als auf einem unbekannten Weg im Finstern. Dem Binder riß die Geduld zuerst: »Halt,« rief er, »ich spüre weiches Gras unter meinen Füßen, da wird sich's herrlich schlafen lassen, ich bin steinmüd und kann nicht weiter. Gebt mir nur meine Flasche Wein her, morgen bei Tag werde ich schon nachkommen.« Das Gefühl des Binders war ziemlich allgemein, fast Jedem war schon der Gedanke durch den Kopf gegangen, ob es nicht besser wäre, die windstille Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, als noch länger auf das Ungewisse im Finstern herum zu tappen. »Glaubst Hannes,« fragte Clara, »daß wir bald hin kommen?«

»Wenn ich die Felssteine sehen könnte, so wollte ich es sagen, so aber nicht, wir sind gar zu viel hin und her gegangen,« sagte der alte Johann. Auf diesen Bericht war der Entschluß, den Tag hier an der Stelle abzuwarten, im schweigenden Einverständniß gefaßt, und alle setzten sich ins weiche Gras.

»Den Flaschenkeller her!« sagte Claudius.

»Der muß uns trösten,« meinte der Binder.

»Wenn nur der Seppl uns nachgekommen wäre,« klagte Walburga, »ich bin so hungrig.«

»Gott weiß, wo der ungeschickte Mensch die Nacht etwa zubringt,« sagte Clara im Aerger.

»Wir befinden uns in sehr fatalen Verhältnissen,« bemerkte der Doctor.

»Wein geht für Hunger und Durst,« sagte Do-

minicus, und griff herzhaft eine Flasche aus dem nun aufgeschlossenen Flaschenfutter, Claudius und der Binder thaten deßgleichen. Das Gewicht überzeugte sie Augenblicks, daß Crescentia den erforderlichen Inhalt vergessen.

»Leer!« rief der Professor mit erstickter Stimme, als ob er ein Gespenst erblickt hätte.

»Leer!« rief Claudius, »das ist zum Schlag treffen.«

»Leer!« tönte der Binder. »Ei so wollte ich!« Mehr sprach er nicht, sondern streckte sich hin, um zu schlafen.

Nach kurzem allgemeinen Schweigen und Seufzen sprach der Professor: »Es ist zwar so finster, daß man nichts beim Licht betrachten kann, doch leuchtet es uns allen ein, daß wir nichts besseres thun können, als dem Beispiel des Binders folgen. Wir sind müde, wir werden schlafen, so schlecht auch die Anstalten dazu sind. Vergaß Crescentia den Wein, wir werden Hunger, Durst und Wein vergessen.«

Claras Mantel that ihr und dem Mädchen gute Dienste, Claudius zog seinen weiten Ueberrock aus, und nahm auch den Doctor mit seinem zugestutzten Frak darunter, der Professor legte sich zum Hannes, bald schliefen alle.

Der Mensch, welcher die Lebensmittel trug, war nicht so ungeschickt, als man glaubte. Als er die Herrenleute nicht mehr zu Gesicht bekam, ging er den noch kennbaren Weg, auf dem das Vieh vor wenigen Tagen abgetrieben wurde, und kam noch

bei Tage zur Hütte. Er hatte unterweges nicht gerastet, war müde, sprach seinem Branntwein über Gewohnheit zu, der Schlaf übermannte ihn, er stellte den Tragkorb in die Stube und legte sich ins Heu.

Nach dem Abendessen, als Crescentia anfing sich auszukleiden, legte sie zuerst die Schürze auf den Kasten, es klappte, der Weinkeller=Schlüssel fand sich, und zugleich die Ueberzeugung, daß die Flaschen leer auf die Alpe getragen worden. Sie eilte, die Schürze wieder vorzubinden, und hinüber in den Stall, wo sie den Hiesel noch wach fand, der sein ganzes langes Leben jeden Sommer auf der Alpe zubrachte, also die Hütte zu finden wußte trotz Nacht und Nebel. Sie lief durch die Apfelallee wie ein entrinnendes Burgfräulein mit dem schützenden Knappen. »Jetzt gleich Hiesel,« sagte sie, während sie ein kleines Fäßchen mit Wein anließ, und es in einen Tragkorb steckte, »mußt du damit auf die Alp, gerade den einzigen Wein habe ich vergessen, aber ich kann nichts dafür, ich habe nicht daran gedacht.«

»Wenn ich jetzt fortgehe,« erwiederte er, »so komme ich vor Eins nicht hinauf. Was mache ich da oben? Nichts, als daß ich sie im besten Schlaf wecke, mit meinem Herumsuchen im Finstern. Schlafe ich aber jetzt bis nach Mitternacht, und gehe nachdem fort, so komme ich gerade zum Frühstück zurecht.«

»Wirst aber nicht verschlafen?«

»Ich verschlafen? Beileibe.«

Sie wußte, daß man sich auf ihn verlassen konnte, und ging ruhig zu Bette.

Siebenzehnter September.

Während die Alpenfahrer im Grase noch schliefen, war der Knecht im Heu, alter Gewohnheit gemäß, vor Tages Anbruch schon wach und auf den Beinen. Der Nebel hatte sich verzogen, es graute; er ging in die Stube, sie war leer, die Herrenleute, dachte er, haben sich also im Nebel vergangen; na, es ist nicht das erste Mal. Er schnitt sich ein Stück Brot, und setzte sich hinter den Tisch, das Brot in der rechten, das Messer in der linken Hand schnitt er einen Bissen um den andern von seinem Stücke, und bedauerte dabei immer fort seine Leute, daß sie die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußten.

Die bei Tagesanbruch eintretende Kälte beunruhigte die schlafende Gesellschaft, das Feuermeer der aufflammenden Sonne weckte sie vollends. Sie hoben die Köpfe, und starr blieben alle Blicke auf Einen Gegenstand gerichtet, auf die nicht dreißig Schritte von ihnen entfernte Alpenhütte. »Ei, so wollt' ich,« fing der halberfrorne Binder in seinem Aerger wieder an, wie er gestern geendet hatte; allein Walburga schlug ein Gelächter auf, das alle Stimmen überschallte, und auch alle Stimmungen mit sich fortriß, als der erschrockene Seppl sich an der Hüttenthür zeigte. Auf sprangen sie und fröhlich zur Hütte, wo warme Stube und Frühstück winkten, selbst die Frauenzimmer ließen den eben erst so werthgeschätzten Mantel im Grase unbeachtet liegen.

»Was bringt der Hiesel?« fragte der Binder,

als er ihn von der entgegengesetzten Seite einherschreiten sah, und blieb verwundert stehen.

»Wein bringt er unbesehens,« rief Claudius mit einem Rundsprung aus, und klatschte in die Hand »ich kenne mein Weib, sie kann einen Fehler machen, sie macht ihn aber wieder gut auch.«

Die Hütte, vor ein paar Minuten noch eine Einsiedelei, war jetzt der Schauplatz des lebendigsten Treibens. Claudius lief dem Hiesel entgegen, und trieb ihn unter Fragen und Erzählen heran, der Binder lief um den Flaschenkeller. Hannes mit dem großen Krug um Wasser zur nahen Quelle. Seppl brachte Holz, der Professor schlug Feuer an, und heitzte den Stubenofen, Clara packte mit vorsichtiger Eile aus, und brachte alles in rechte Ordnung, Walburga warf ihr Corsett ab, und rüstete sich, ein reichliches warmes Frühstück zu bereiten, der Doctor, um doch auch etwas zu thun, hob Clarens Mantel auf, und brachte ihn mit galanter Dienstfertigkeit in die Stube. »Krügel!« rief der Binder mit einer das allgemeine Gewühl und Geplauder überbietenden Stimme. Er hatte verstanden, das Fäßchen, obwohl die Pippe vergessen war, in die Flaschen abzuzapfen, noch war ein Rest übrig, der sich nach seinem kunstgeübten Augenmaß richtig in die sechs Trinkkrüge vertheilen ließ.

Die Herren setzten sich nun, und nahmen Wein und Brot zu sich, wobei sie auch die Frauenzimmer, die nicht Wein tranken, ritterlich vertraten. Die Knechte hielten es für ihre Pflicht, beim Brannt-

wein den Herren nachzueifern. Burgerl saß auf niederm Schämel neben dem Feuer, das im Ofen brannte, und ihr Gesichtchen verklärte, mit den Töpfen beschäftiget. Die Männer versammelten sich nun nach einander auch um's Feuer, die strahlende Wärme that gut am frischen Herbstmorgen, Clara deckte auf. Man hatte die Nacht unbequem zugebracht und den Sonnenaufgang versäumet, doch über das glückliche Zusammentreffen bei mißlicher Erwartung ward alles so guter Dinge, daß man den Seppl, der vollkommen ausgeschlafen hatte, mit dem leeren Fäßchen hinab schickte, er sollte sagen, wie es uns ergangen, und man möchte mit dem Mittagessen nicht auf uns warten. Crescentia hatte so reichlich eingepackt, daß wir dabei nicht zu kurz kamen.

Nachdem die Gesellschaft ein gutes Dejeuner à la Fourchette gehalten, gingen die Männer vollends an den obersten Rand der Alpe und genossen der großartigen Uebersicht, so viel die blendende Sonne erlaubte, die Weiberleute packten indessen zusammen. Als alle wieder versammelt waren, ging es die Alpe herab, die Träger voraus. So, des rechten Weges sicher ohne daran zu denken, ließ man sich auf dem kurz abgeweideten Rasen gehen; fröhliches Gespräch, heiteres Wetter, reinste Luft, weiter Ausblick, gewährten ein eigenes ruhiges Vergnügen. Man hatte sich endlich durch das Krummholz gearbeitet, die Sonne brannte schon, und blendete sehr, ein neuer Genuß war der Eintritt in des Waldes kühle Dämmerung. Das Bedürfniß zu rasten war

allgemein bei den Männern, sie waren von oben herab an drei Stunden gegangen, und mehr als bergauf ermüdet man bergab, besonders auf steilem Wege, wie er die letzte halbe Stunde war. Auf Claras geheimen Befehl sprachen die Träger zuerst vom Rasten und streckten sich hin, es bedurfte keines Zuredens bei den Herren.

»Wie schön,« sagte der Binder, nachdem er sich den Schweiß abgewischt, »könnte man jetzt die zwei Haselhühner verzehren, derowegen wir die Zeit versäumt haben, wenn Jemand daran gedacht hätte, sie oben zu braten.«

»Das ist aber auch ärgerlich,« sagte der Professor, »wozu haben wir sie denn geschossen?«

»Hast nicht genug gehabt?« fragte Walburg, in unserer künftigen Wirthschaft wird so ein Frühstück vollkommen für ein Mittagmahl gelten müssen.«

»Wein ist noch übrig,« rief Claudius, »her damit.«

»Da ist der Doctor ein besserer Wirth,« fuhr das Mädchen lustig fort, »der hat unsern Mantel sorgfältig auf die Haselhühner gelegt, damit wir nicht daran denken, und nicht so viel aufgeht!«

Unter allgemeinem Lächeln und Lachen deprecirte der Doctor mit der Versicherung etwas dergleichen sei gar nicht seine Absicht gewesen, nur sehe er nicht scharf und die Stube sei etwas dunkel. Man wollte sich über ihn lustig machen, allein er weiß sich jederzeit zu helfen und sprach: »Daß mich der Fürwitz hierher verlockte und der Unfall hier verfolgt,

das habe ich mit dem großen Kaiser Maximilian den Ersten gemein, den ihr doch alle verehrt.«

Clara machte der kleinen Mißhelligkeit ein Ende, indem sie das Tuch von dem Tragkorb abnahm, wonach die gebratnen Haselhühner zum Vorschein kamen. Claudius zerlegte meisterlich, man griff zu, an Brot fehlte es nicht, die Flasche ging in der Runde, die vorüber gleitende reine Alpenquelle überließ man den Frauenzimmern, und auch der Doctor war bescheiden genug sich größtentheils daran zu halten, und zu bedenken, daß mehr als eine Maß Wein in Einem Vormittag für ihn zu viel seyn könnte. Auf die übrigen kräftigen Naturen wirkte diese Portion bei der bestandenen starken Bewegung in freier Luft nicht mehr, als daß sie lustiger wurden. Der Professor nahm, als man aufbrach, seine Braut unterm Arm, ging voraus, und sang ein Lied, er hat einen trefflichen Tenor; gleich fiel sie mit klingendem Discant ein, und auch Clara schloß sich an, die bei einem vollen Alt viel musikalisches Talent hat. Sie konnten alle seine Lieder auswendig. Die harmonischen Accorde der drei schönen Stimmen verkürzten den bequemen Weg durch den Wald auf die angenehmste Weise. Während der Pausen zwischen einem Lied und dem andern stritten beide ältern Männer gewöhnlich, welches das schönere Lied sei, und welches jetzt an die Reihe kommen sollte; der Doctor aber bedauerte neuerdings, daß Walburga so unklug gewählt. Würde sie seine Gemahlin, er führte sie zu Wien in die Oper, hielte ihr einen Italienischen Mei-

ster, würde ihr musikalische Abendunterhaltungen geben, wo sie ihre schöne Stimme produciren, die Zuhörer entzücken, und durch den rauschenden Beifall selbst entzückt werden würde. Als man nicht mehr weit vom Hause war, bat sich der Binder sein Leiblied aus: »Auf und trinkt!« Mit diesem Liede in vollem Chor zog die Gesellschaft gegen Abend ins Schloß ein.

»Mich freut, sagte Cassian, die Ueberzeugung ohne Fragen, daß die Nacht unterm freien Himmel Allen gut bekommen hat, zum Fischen werdet ihr aber heute wohl nicht mehr aufgelegt seyn.«

»Nein Bruder, antwortete Claudius, für heute bin ich zu nichts besser aufgelegt als zu einer warmen Suppe und zum Schlafen.«

»Ich, sprach der Doctor, danke selbst für die Suppe; ob ich gleich ein passionirter Bergsteiger bin, so fühle ich mich doch heute etwas angegriffen, und werde ohne weiters zu Bette gehen.«

»Morgen wollen wir vor Tages daran,« sagte Cassian.

»Ich bleibe gleich bis zum Segen hier, sagte der Binder, indem er sich vor das Schloßthor setzte, zum Fischen aber braucht mich niemand zu wecken, ich bin oft genug dabei gewesen, und habe morgen schon gar keine Zeit vor Tages.«

Achtzehnter September.

Mit einer kleinen Blendlaterne in der Hand weckte Blasius nach vier Uhr des Morgens den Doc-

tor: »Der Dominicus ist auch schon auf,« sagte er, »und wird gleich herüber kommen mit dem kalten Frühstück, das warme bekommen wir nach dem Fischen.« Der Doctor hatte vollkommen ausgeschlafen, stand auf und kleidete sich an, so gut es im Halbfinstern anging, doch spürte er wenig Lust, an der Fischerei Theil zu nehmen. Der Professor kam mit Licht, Kirschengeist, Brot und kalten Braten. »So haben sie mich gestern noch ausstaffirt,« sagte er, indem er Licht und Braten aus beiden Händen hinstellte, Brot und die Bouteille aber aus den Taschen hervorzog, »wir frühstücken heute mit einander.« Damit saß er auch schon.

»Ich bin dabei,« erwiederte der Doctor, indem er sich dazu setzte, »Kirschengeist machen sie besonders gut hier.«

»Lang zu Blasi,« fuhr der Professor fort, »setz deine Latern weg und lösch aus derweile. Und sie, Herr Doctor müssen sich etwas wärmer anziehen, wir werden kalt haben.«

»Ich habe wenig Lust, den Spaß mitzumachen.«

»Ei,« fiel Blasius mit einem Stück Braten in der Hand ein, »das wäre Sünd' und Schad, da Sie glücklicher Weise just noch die letzten Tage da sind. Das Fischen mit der Watt' ist nur dreimal des Jahres, jetzt für den Herbstquatember, dann für den Advent; dann für die Fasten.«

»Das mag alles seyn, aber ich habe nichts als Fatalität mit dem Wasser hier in allen Gestalten. Es kommt vielleicht davon her, daß ich im Löwen gebo-

ren bin, welches Himmelszeichen dem Wassermann gerade entgegen steht. Wer im Wassermann geboren ist, der mag sich am Fischen erfreuen, ein im Löwen Geborner aber ist berufen« —

»Zu Krebsen vermuthlich, fiel der Professor ein, denn der Krebs steht eben so neben dem Löwen, wie die Fische neben dem Wassermann. Larifari!«

»Nicht ganz, es ist eine warnende Stimme in mir, eine Art von Ahndung oder Ahnung, wie man's heißt, die mich von diesem Unternehmen abmahnt.«

»Wenn Sie sich fürchten, so bleiben Sie; die Angst erzeugt oft Gefahren, wo sie nicht sind. Ich sage aber mit Blasius, es ist Schade, denn jedes Unternehmen bei Nacht im Freien hat etwas Romantisches.«

»Wenn Sie glauben, daß ich mich fürchte, so will ich Ihnen meine Entschlossenheit zeigen; ich gehe.«

»Fürchten Sie sich immer, aber gehen Sie, das zeigt eben den wahren Muth. Etwas zu unternehmen, wobei man keine Gefahr vermuthet, ist ein Leichtes, das kann jeder, den Sächsischen Gelehrten hingegen, der unter beständiger Furcht vor Räubern und Mördern von Leipzig nach Syrakus ging, halte ich für einen der entschlossensten Männer.

Diese Aeußerung war dem Doctor so willkommen, daß er auf der Stelle um Hut und Augengläser griff. Auf dem Saal unten stellte Blasius den Leuchter auf den Tisch und löschte die Kerze darin aus, von der Stiege sprang Dominicus nochmal zu-

rück sich zu überzeugen, daß gut ausgelöscht sei, dann verließen sie bei dem schwachen Licht der Blendlaterne leise das Schloß, und schlugen die Apfelallee ein.

»Bei Nacht unter Bäumen, sagte der Professer, entsteht in mir ein Gefühl, daß ich Verse machen müßte, wenn ich irgend zum Dichter geboren wäre. — Da vor uns im Meierhaus, fuhr er nach einer Weile fort, und drüben beim Hafner, und oben in einer Knappenstube sehe ich Licht, sonst nirgends. Es ist ein alltägliches und schlechtes Ding um eine Lampe, allein wie sie in dieser finstern Nacht, so weit von einander entfernt, aus den kleinen Fenstern der stillen Häuser gucken, machen sie einen eigenen Eindruck. — Sie werden wohl alle schon unten seyn beim See, sagte er, indem er aus der Allee trat, daß ich so wenig Lichter sehe. Doch nein, da kommt der Schmid mit seiner großen Laterne über die Wiese hergewandelt wie ein Irrlicht. Noch eines hinter ihm mit starken Schritten; das sind des Müllers lange Füße, er wird ihn einholen; wir wollen zusammen warten.«

Als alle fünf im Meierhaus ankamen, hatten die Knechte eben die Watt aufgepackt, ihrer vier trugen sie auf den Schultern, zwei leuchteten mit Fackeln, durch den Thurm hinaus ging's zum See hinab. Blasius beleuchtete dem Doctor jeden Schritt, der Professor hielt ihn am Arm. »Hier, sagte dieser, setzen Sie sich, hierher muß jeder Fang gebracht werden, nirgends sonst ist das Ufer

seicht genug um die Watt auszuräumen.« Dann ging er mit Blasius hinüber zu den Schiffen, wo Claudius schon war, und der Hafner eben nachkam.

Die Beschäftigung, um die Zille und das größere Schiff unter dem Dache hervorzubringen, das Seil der Watt zuerst an dieses zu befestigen, dann sie allmählig ins Wasser zu lassen, das andere End des Seiles nun um den Pflock am Vordertheil der Zille zu winden, endlich abzufahren, alles unter vielfältigen und verschiedenen lauten Rathschlägen und Meinungen, unterhielt den Doctor: er konnte beim Fackelschein die Bewegungen sehen, doch fast nur wie in einem Zauberspiegel. Zuerst stieß die Zille vom Land, der Müller ruderte sie, der Hafner führte die Fackel; sie fuhr so weit, als die Watt lang war. Da an diesem Netze oben schwimmende Holzklötze, unten Stücke Blei befestiget waren, so hing es wie eine stehende Wand im Wasser. In dieser Richtung es gespannt erhaltend folgte nun auch das größere Schiff; der Schmid führte das erste Ruder, der Professor das zweite, Blasius die Fackel, Claudius kam mit den Knechten herüber, und setzte sich neben den Doctor. Die Schiffe fuhren eine Weile in gleicher Richtung in den See hinein, dann wendete sich die Zille links, so daß das Netz dem Ufer gerade gegenüber stand, und fuhren heran, indem sie sich einander allmählig um die Hälfte näherten.

»Sie kehren zu früh um,« sagte Claudius, der diese Bewegung aus der Stellung der Fackeln entnahm, »das Geräusch, das wir vor der Abfahrt

machten, hat die Fische alle auf die andere Seite hinübergeschreckt.»

»Wir werden nicht viel zu ziehen bekommen, Manner, so viel ich aus dem Schwappen der Wellen merke,« sagte der alte Leonhart, als die Schiffe näher kamen; indessen zündete er doch, was seines Amtes seit vielen Jahren war, seine Fackel bei der Laterne an, und schwang sie am Ufer, um den Landungsplatz im Finstern zu bezeichnen. Nun glitt die Zille heran, der Müller läßt das Ruder fallen, preßt mit dem Hacken das Fahrzeug ans Ufer, der Hafner wirft die Fackel an's Land, springt nach mit dem Heftseil, befestiget es an den Pflock, mit dem losgewundenen Zugseil setzt nun der Müller an's Ufer, Gleiches geschieht auf dem größeren Schiffe, die Knechte ergreifen die Zugseile, auf jeder Seite drei, ziehen die Watt vollends heran. Es war leichte Arbeit, gar wenig darin, was in Einem der bereit stehenden Bottiche Platz hatte.

»Zeit und Weil ist ungleich,« sagte der Schmid, »dießmal ist's schlecht ausgefallen; indessen wir haben uns doch geplagt, und es schmeckt uns der Kirschengeist.«

»Halt dich nur nicht zu lang auf dabei,« sagte Claudius, »sonst fängt der Tag an zu grauen, und die Fackeln locken nicht mehr.«

»Hallo! Manner und Buben,« rief der Schmid, und bald fuhren die Fahrzeuge hinaus in den dunkelglänzenden See.

Alles war stille. »Jetzt werden sie lange ausbleiben,« sagte eine Stimme neben dem Doctor.

»Wer ist da,« fragte dieser zusammenfahrend.

Er hatte den schon lange neben ihm sitzenden Pfarrer in seinem schwarzen Talare nicht bemerkt.

»Ich bin es, der alte Berghofer.«

»Sie, Herr Pfarrer? Was kann Sie an dem Fischen interessiren, das Sie gewiß schon oft gesehen?«

»Und immer mit Vergnügen; die Bilder, die dabei erscheinen, erinnern mich lebhaft auf die Evangelien.«

»Ich muß gestehen, schon als Knabe, wo ich noch öfters Evangelien lesen mußte, begriff ich immer nicht, was denn daraus zu lernen seyn könne, daß Petrus einst auf Einen Zug viele Fische gefangen hat.«

»Gar Manches. Wie z. B. der Herr Jesus jede Gelegenheit ergriff, um zu lehren und zu helfen; wie Ihm ein schlechtes Schifflein zur Kanzel diente, um dem Volk zu predigen; wie Petrus und seine Gesellen, weil sie bloß ihren menschlichen Kräften vertrauten, die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; wie Christus, sobald seine Predigt zu Ende war, sich der armen Fischer erbarmt, und den Petrus geheißen, neuerdings auf die Höhe zu fahren und das Netz auszuwerfen, worauf sie, weil sie es auf Christi Wort gethan, überaus viele Fische auf Einen Zug bekamen; wie dann Petrus dem Herrn zu Füßen gefallen und Dank gesagt; und

wie endlich Petrus und seine Gesellen Jakobus und Johannes, von der Gnade Gottes ergriffen, ihre Fische und ihr Gewerb, und Alles, was sie hatten, verlassen haben und dem Herrn nachgefolgt sind.«

Als der Doctor nichts darauf erwiederte, fuhr der Pfarrer fort: »Ihnen hat die Gnade Gottes an eben diesem See das Leben gerettet, das Ihnen gewiß mehr werth ist als alle Fische von Genezareth. Ich hoffe, Sie werden von nun an auch dankbar dem Worte des Herrn nachfolgen.«

Die mit rührender Stimme an diesem Orte, in der Nacht, aus dem Herzen gesprochenen Worte des Pfarrers machten Eindruck auf den Doctor, allein zu rechter Zeit noch erinnerte er sich, daß man sich von keiner Empfindung dahinreißen lassen soll, sondern immer allein nach dem Ausspruch der kalten Vernunft handeln, er antwortete also ganz kurz: »Allerdings, mein Herr.«

»Ich erwarte diese Woche, daß Sie mir sagen, wie der Canisius auf Sie gewirkt, da Sie, wie ich höre, auch künftigen Dinstag abreisen.«

»Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen die Abschiedsvisite zu machen, und Ihr Buch zurückzustellen.«

»Es ist nicht so gemeint, behalten Sie es, ich kann mir leicht ein anderes Exemplar verschaffen.«

»Ich danke, es hat mich eben nicht angesprochen.«

»Wohl nur, weil Ihnen sein Inhalt größtentheils von Jugend auf schon bekannt war?«

»Bekannt und wieder vergessen. Kurz, ich bin nicht der Mann, der sich zu Heuchelei herab läßt; ich habe mir ein Lebenssystem gemacht, unabhängig von allen diesen größtentheils unbegreiflichen Lehren, bei diesem System will ich beharren. Hilf dir selbst, so wird dir geholfen, ist mein Wahlspruch.«

»Sie würden mich erschrecken, wenn nicht fast Alle, die in der Jugend so sprechen, im Alter ganz anders dächten.«

»Jetzt wohl,« sagte der herankommende Claudius, der inzwischen die zuerst gefangenen Fische hinauf geschickt, »jetzt sieht es anders aus, wir werden alle Hände voll zu thun bekommen.«

»Die Morgendämmerung war eben schon so weit vorgerückt, daß man deutlich ausnehmen konnte, wie die Fülle des Netzes die Schiffe fast unter Wasser zog. Claudius hatte keine Ruhe, er trat wieder an's Ufer hin, und sah hinaus in den See, den Ankommenden entgegen; auf den Thurm schickte er hinauf, alle Männer- und Weiberleute sollten herabkommen, zur Hülfe, und noch mehr Kufen und Schäffer mitbringen. Die Knechte liefen indessen hin und her, rieben sich die Hände, stampften den Boden, schlugen einander gratulirend auf die Schultern; denn sie wußten wohl, daß sie gut zu Theil kommen. Jetzt langte der Succurs vom Thurm an; Kufen und Schäffer wurden mit Was-

ser gefüllt, Stangen durch die Handhaben gesteckt, so alles in Bereitschaft gestellt.

«So recht! so recht!«

»Nicht wahr? Dießmal!«

»Brav! Brav!«

»Das ist ein anderes Korn.«

»Vergelts Gott!«

»Amen.«

So tönte es zwischen Ufer und Schiffen, wie sie näher kamen, und jetzt waren sie da, hackten sich an, die Seile und verlöschten Fackeln wurden an's Land geworfen, die Führer sprangen nach, die Heftseile wurden sorgfältig fest gebunden; an jedem Zugseil zogen drei Knechte mit Macht, doch sie vermochten es nicht, noch zwei mußten helfen. Geschrei und Gewimmel, Herren und Knechte durch einander gab es vor der endlich sich heranwälzenden Watt, aus der die gekrümmten Fische in gedrängter Fülle silbern glänzten. Was in seiner Art klein oder nur mittelmäßig war, flog wieder in den See zurück; schöne Exemplare in's Gras; gleich machte sich ein Paar an solchen Fisch, zwang ihn in die Kufe, die Stange auf die Schultern, die Anhöhe hinauf in den Thurm, ein zweites unmittelbar hinterdrein, so ein drittes, zehntes, zwölftes, bis die ersten wieder herab kamen neue Last zu holen, und der Zug einander entgegen ging, wie die Wägenreihen im Prater; und noch immer flogen Fische.

Der Pfarrer erhob sich, half auch dem Doctor

auf, und als ob von nichts anderm die Rede zwischen ihnen gewesen wäre, sprach er: Es hat die Erfahrung vieler Jahre gebraucht, bis man zur Ueberzeugung gelangte, daß man nur bei Nacht und Fackelschein in diesem See mit Erfolg fischen kann; die Fische, wie ihnen ein Schiff bei Tag in die Nähe kommt, fahren scheu in die Tiefe, auch bei Mondschein sehen sie das Schiff, nur bei finsterer Nacht sehen sie es nicht, und das Licht der Fackel lockt sie. Gegen Ende September und zweimal im Winter fängt man große Vorräthe, in den Jahreszeiten aber, die der Fischerei nicht günstig sind, sucht man nur das wochentliche Bedürfniß zu bekommen.«

»Als sie oben durch den Thurm und das Meierhaus hinaus waren, folgte der Pfarrer dem Zug der Fischträger, und nahm den Doctor bei der Hand: »Kommen Sie,« sprach er scherzend, »um auch noch unsern großen und wohlfeilen Fischbehälter zu sehen.« Der Doctor sah nun, wie die Leute ohne weitere Ceremonie ihre Kufe oder ihr Schaff am Bach umstürzten, und die Fische gleich lustig hin und her schwammen.

»Um das Entkommen der Fische zu verhindern,« erklärte der Pfarrer weiter, »ist ein Rechen ganz unten am Bache genug, der Wasserfall sperrt von der anderen Seite.«

»Dergleichen Anstalt ist wohl nur unter so vertrauten Leuten möglich,« bemerkte der Doctor.

»Wo man den Diebstahl nicht kennt,« ergänzte

der Pfarrer. »Jetzt werden Sie auf ihrem Zimmer das Frühstück finden, wenn die Arbeit mit den Fischen vollbracht ist, dann werde ich die Messe lesen.« Damit schied er.

Wie der Doctor wieder auf seinem Zimmer war, erinnerte er sich, daß es ihm einen Entschluß gekostet hatte, an den See hinab zu gehen, und es wollte ihn fast verdrießen, daß er bei dem ganzen Abenteuer nichts zu thun hatte, als auf bequemem Sitze zuzuschauen, und eine Predigt vom alten Geistlichen anzuhören. Das Tagebuch war stark im Rückstand, er hatte noch den unglücklichen Sonntag nachzuholen, und wurde in dem Rest des Tages kaum mit diesem fertig.

Neunzehnter September.

Nichts vorgefallen und nichts eingefallen; an dem Tagebuch gearbeitet.

Zwei und zwanzigster September.

In den letzten Tagen war Alles mit Vorbereitungen zu dem Kirchweihfeste zur Hochzeit und zur Komödie so beschäftiget, daß sie sich kaum Zeit zum Essen nahmen, der Doctor blieb ungestört, und es gelang ihm, mit dem Tagebuch bis zu seinem Erwachen am Morgen des Sonntags fertig zu werden.

»Mein lieber Blasius, sprach der Doctor, als der Junge mit dem Frühstück kam, du hast viel Plage mit mir gehabt, ich möchte bei meiner Abreise dir gerne zur Erkenntlichkeit etwas schenken.«

Blasius wurde über und über roth.

»Mit Geld ist dir nicht geholfen, und was dich sonst freuen würde, weiß ich nicht.«

Blasius schwieg.

»Denk nach, was dich freuen würde; habe ich es nicht jetzt hier, so kann es dir der Vetter Claudius von Innsbruck bringen. Der Doctor nahm sein Frühstück, Blasius hielt sich indessen am Tisch, trat bald auf einen Fuß, bald auf den andern, schlug die Augen bald nieder, bald hob er sie mit dem Ausdruck eines lebhaften Wunsches, rührte endlich verlegen die Tinte im Fasse um.

»Nun, ist dir noch nichts eingefallen?«

»Wohl.«

»Sag, was ist es?«

»Du hast es auch bei dir.«

»Rede frei heraus.«

»Der Vetter Claudius,« sprach er endlich und stellte sich in Positur, »hat eine große Uhr, wo schwere Gewichter dran hängen, wenn die Stunde aus ist, so geht oben ein Thürl auf, ein Kukuk kommt heraus, und so viel es ist, so viel ruft er. Es ist ein Kunststück; es soll zehn Gulden gekostet haben.«

»So eine Uhr wünschest du zu haben?«

»Gott bewahre! dergleichen Kostbarkeit habe ich nicht verdient, aber deine kleine Sackuhr würde mich freuen.«

Die Uhr war golden, doch kam es dem Doctor eben recht, mit diesem Geschenke, das er in Inns-

druck rekrutiren konnte, sich von fernerer Verbindlichkeit los zu machen; er sagte also: »Du sollst sie haben, aber heute und morgen brauche ich sie noch, am Dinstag, ehe ich abreise, gebe ich sie dir.«

»Aber gewiß.«

»Da hast du meine Hand darauf.«

»Vergelts Gott.« Er küßte die Hand, man läutete das erste Mal zum Amt, er ergriff eilig das Geschirr, unter der Thür wandte er sich wieder. »Vergiß nicht auf den Erchtag, ich spare mir alle Freude auf, bis ich die Uhr in der Hand habe.«

Der Doctor überdachte, daß es die gutmüthigen Menschen hier in ihren Freudentagen verstimmen würde, wenn er von der Kirche wegbliebe, er ging also hin. Die Herrenleute standen noch heraußen vor der Thür, es war die Rede von der gestrigen Jagd, und viel Rühmens davon. In geringer Entfernung standen die Knechte vom Berghof und dem Geheg vermischt mit den Leuten von Einöd, zerstreut in einzelne Gruppen, theils in leisem Gespräche begriffen, theils ohne Worte der Ruhe des Sonntags genießend. Vom Schloß her kam Claudius mit seinem Sohn Marel, den er dem Doctor bekannt machte; ein rüstiger groß gewachsener Mensch mit klaren Augen. »Dich wird's reuen, daß du wegen deiner unnützen Schreiberei gestern nicht auf die Jagd gegangen bist, wann du erst heute das Wildpret alles beisammen sehen wirst,« sagte Claudius, »jeder Knecht und jeder Knappe bekommt heute mit

Weib und Kindern genug davon, und auf dem Haufen liegend, sieht es gar köstlich aus.«

»Ich kann mir's vorstellen,« sagte der Doctor, »in Wien auf dem Wildpretmarkt sieht man alle Tage zehnmal mehr.«

Man läutete das zweite Zeichen, sie bewegten sich zur Kirche.

»Es war recht lustig,« sagte der Schmid im Gehen, »wir waren alle beisammen.«

»Nun, so waret Ihr ja auch ohne mich eurer genug,« erwiederte der Doctor etwas vornehm.

»Schau,« bemerkte hinten der kleine Schuster, »wir sind unsrer wohl alleweil genug ohne den hochbetaschten Doctor.«

Das Kirchweihfest wurde mit aller hier möglichen Feierlichkeit begangen und währte dem Doctor schon etwas zu lange; als es endlich vollbracht war, sollte er mitgehen, um zu sehen, wie Frau Crescentia, die schon voraus lief, Wildpret an die Knechte vertheile, er wollte aber lieber die Zeit benutzen, um die Ereignisse dieses Morgens dem Tagebuch noch einzuschalten, denn er sah schon, daß er damit ins Gedränge kommen werde. Er hatte aber nicht lange Ruhe; ein ungewohntes Laufen und Rennen, ein Rufen und Thürzuschlagen erhob sich im Haus; nun wurde vollends auf dem Saal vor seiner Thür ein Speisetisch aufgeschlagen, das Getöse vertrieb ihn. Auf dem Saal des ersten Stockes schob und klopfte man eine noch größere Tafel zusammen, Clara im Küchenanzug kam gelaufen mit einer Schüs-

sel voll Obst, zwei Mädchen mit dergleichen hinter ihr, in ihr Zimmer wurde alles gestellt, und gleich liefen sie wieder hinab; in der kurzen Zwischenzeit sah er an Torten und Backwerk nicht wenig in Bereitschaft stehen. Burgerl kam gesprungen, in jeder Hand einen zierlichen weiß und blauen Krug, worin mächtige Blumenbüsche, nicht ohne Geschmack geordnet. »Im Garten kommen sie zusammen,« sagte sie im Fluge und war schon wieder verschwunden. Unten als er an der offenen Küche vorüber ging, sah er Burgerl, schon wieder, zwischen dem flockernden Herdfeuer und dem langen weißen Küchentisch lustig sich tummeln, unter einem Gewühl von beschäftigten Mädchen, Töchtern von Knechten und Knappen, zur Aushilfe entboten. Crescentia's Gestalt überragte und regierte Alles. So wie der Baumeister in dem Gewirre von Holz und Stein, Kalk und Sand, Mauern und Taglöhnern, ohne selbst zu arbeiten, in ruhiger Zuversicht steht sinnend und ordnend, so stand Crescentia; Kunegund und Walburg dienten als Polierer, Clara arbeitete so zu sagen als Bildhauer an dem großen Werke der Kirchweihtafel, indem sie die Verzierungen besorgte.

Im Garten fand der Doctor nur erst den alten Grindel mit Cassian im leisen Gespräch unter einem Baum sitzen, Claudius ging mit seinem Sohn umher; zu diesen gesellte er sich. Allmälig in kurzen Zwischenräumen langten sämmtliche Herrenleute des Thales an mit Weibern und Kindern, zuletzt der Pfarrer. Man trat ihm entgegen, ihn zu begrüßen

und zu vernehmen. Später als gewöhnlich tönte nun auch das, von Manchem schon hart erwartete Zeichen zum Mahle. Clara und Kunegund standen in Feierkleidern auf dem Saal, die Kinder wurden im Hintergrund in Ordnung gestellt, der Pfarrer betete vor, man setzte sich, den Platz links neben ihm für Crescentia leer lassend, wie gewöhnlich die Männer auf einer Seite die Weiber auf der andern. Kunegunde führte die Kinder in den zweiten Stock hinauf, wo zu großer Freude die Suppe auf dem für sie bereiteten Tische dampfte. An unserer Tafel ging es stiller zu als oben; theils weil das Kirchenfest die Leute feierlich gestimmt, theils weil sie alles Ernstes sich an das Essen hielten. Ziemlich spät kam erst Crescentia und Walburg auch in Feierkleidern; da ergriff der alte Grindel das Glas, stand auf, und brachte ihre Gesundheit aus zum Dank für ihre Mühe und zum Preis ihrer Kochkunst. Walburg hatte ihren Platz oben bei Kunegunde, um ihr im Commando zu helfen, doch mußte sie noch einmal in die Küche hinab, damit beim letzten Anrichten nichts versehen wurde. Als sie zurück kam, hieß der Pfarrer sie ein wenig verziehen, und indem er das Glas erhob, rief er aus: »Auf das Wohl unseres Brautpaars!« Da erschallte es in vollem Chor: »Sie sollen leben! Es soll ihnen gut gehen! Sie sollen an uns denken! uns fleißig besuchen!« Sie mußte sich nun zu dem Bräutigam stellen, und sollte nach vielen dankenden Verneigungen jetzt noch zum feierlichen Dank ein Glas Wein trinken; da sie aber schlecht damit fortkam,

trank er es aus, mit komischem Ernst ausrufend: »Burgerl in Noth und Tod lasse ich dich nicht stecken!« Das war der Uebergang zu lauterer Unterhaltung. Als das Confect gebracht wurde, fand das Obst mit seinen verschiedenen Formen und Farben, Orangenblätter dazwischen, großen Beifall, ein Vivat wurde der Gärtnerin ausgebracht. Sie erwiederte es auf das Wohl der Jäger; Crescentia wollte auch die Fischer nicht übergehen. »Unsern Weibern!« rief der Schmid aus. Cassian ergriff endlich das Glas. »Auf das Wohl unseres werthen Gastes, der uns übermorgen verläßt! Glückliche Reise ihm und seinen Begleitern! Und da wir eben Alle beisammen sind, lassen wir diesen aufrichtigen Wunsch zugleich für alles Beurlauben und Abschiednehmen gelten.« Die laute Zustimmung wurde von der Kirchenglocke abgelöst; der Pfarrer rückte den Stuhl: »Ich halte an solchen Tagen keine Kinderlehre, die Kleinen sind viel zu zerstreut, aber Vesperzeit ist es,« sagte er. Das machte der Tafel ein Ende.

Drei und zwanzigster September.

Ich habe seit frühem Morgen geschrieben, um den gestrigen Tag nur bis zur Vesper zu bringen, ich muß wieder ich sagen, wenn ich von mir selbst spreche, sonst wird's zu weitläufig. Die Zeit ist zu kurz, mein Tagebuch kommt in Confusion, ich sehe es voraus. Ich kann von gestern nur noch sagen, daß man mich nicht mehr losließ bis Nachts. Auf

der Schießstatt ging es sehr lebhaft zu, beim Abendessen waren wir allein, und hatten nichts als Suppe.

Berghof, 24. September 1794.

Gestern um zehn Uhr war die Trauung in der Kirche, die Reden dauerten lang, die Braut hatte die Nationaltracht abgelegt, die Kleidung einer Stadtdame stand ihr nicht so gut, und sie wußte sich nicht recht darein zu schicken, die Frisur war desperat, der Professor setzte sich philosophisch darüber hinaus, für seine Person stand er sehr stattlich da. Nachmittag mußte ich einpacken, darauf folgte die Komödie, die bis zum Abendessen dauerte.

Heute früh nach der Messe wurde doch nicht unterlassen sich beim geistlichen Herrn während seines Frühstücks zu beurlauben, wo ich ihm auch den Canisius zurückstellte. Mit segnenden Worten und Blicken entließ er die jungen Eheleute, sein Blick auf mich aber hatte etwas, das mir mißfiel. Es war nicht mehr Zeit ihm zu sagen, daß ich mich durch sein angemaßtes Mitleiden beleidiget fühle.

Wir zogen fort wie Auswanderer, alle unsere Habseligkeiten auf zwei Ochsenkarren, wir zu Fuß hinter drein. Auf der Alphütte des Berghofes fand der Professor seinen Wagen und Claudius die alte Einöder Kalesche mit Pferden des Berghofes. So langten wir heute Nachmittag hier an, und so werden wir morgen nach Innsbruck abreisen. Wahrscheinlich wird es mir auf der Reise noch manchmal

mit Tinte und Feder so übel gehen wie hier, wann und wo werde ich mein Tagbuch fortsetzen können?

Aarau, 19. März 1834.

Bei meiner Uebersiedlung von Friburg hierher fiel mir in die Hände, was ich mit 28 Jahren in dem einsamen Tirolerthal aus Langweile aufgeschrieben, vielleicht vernimmt man nicht ungern, wie es mir mit 68 Jahren ergeht. Ich will kurz seyn.

Von Innsbruck reiste ich mit einem Cottonfabrikanten aus der Schweiz und seiner Schwester nach Wien. Man wird bekannt auf so langer Reise. Die Gestalt der Schwester, ihr heiterer Geist, ihre geschmackvolle Art sich zu kleiden, zogen mich an, ihre Augen stießen mich nicht ab. Unser Verhältniß stand so, daß ich bei ihrem Banquier, einst ein Freund meines Vaters, über die Umstände dieser Schweizer Erkundigung einzog. Nach seiner Versicherung waren sie sehr vermögliche und redliche Leute, ihre Fabrik in der Nähe von Friburg eine der ansehnlichsten in der Schweiz, das ganze Vermögen Eigenthum beider Geschwister zu gleichen Theilen. Nach dem Neujahr reiste der Bruder allein ab, und die Schwester ward meine Frau.

Mit 15000 Gulden Einkünften, wie wir zusammen hatten, lebte damals ein Ehepaar ohne Kinder nirgends angenehmer als in Wien, und zu meinem Glück blieben wir auch mit Kindern verschont. So lebten wir 20 Jahre im Genuß der Vergnügungen, die Wien gewährt. Die zwei kurzen französischen

Invasionen waren für Leute, welche die Sprache konnten, und sich zu benehmen wußten, nur eine Abwechslung, eine das Vergnügen erhöhende Unterbrechung. Wien ist auch seither nur zierlicher und prächtiger geworden. Am Vorabend meines 48. Geburtstages erhielt ich ein Schreiben des Buchhalters auf unserer Fabrik, daß mein Schwager unvermählt gestorben und seine Schwester zur Erbinn eingesetzt habe. Sie brach darüber in Thränen aus, woran ich sie nicht hinderte, für meine Person jedoch bei dem reichen Angebinde nicht gleichgültig bleiben konnte. Als sie, die auch schon 46 Jahr überstanden hatte, mit trübseliger Miene am folgenden Tag mir den Glückwunsch abstattete, erinnerte ich mich sehr lebhaft an die Berechnung des Professors Neuhäusler. Schon seit einigen Jahren konnte sie mit meinem Benehmen gegen sie und gegen andere Frauenzimmer nicht sehr zufrieden seyn, jetzt war ihr Vermögen verdoppelt, wir hatten keinen Ehevertrag, ich war in Gefahr, daß sie nach der Schweiz zurück ging und mich mit meinem Vermögen in Wien zurück ließ, das bei weitem nicht hinreichte, auf dem Ton fort zu leben, den ich seit 20 Jahren gewohnt war. Jetzt galt es, nach Vernunft sich zu benehmen. Ich lenkte von dem Tage an ein, ward allmählig die Gefälligkeit und Aufmerksamkeit selbst, bemühte mich mit Erfolg, daß sie an allen den außerordentlichen Festen des Congresses vom Jahre 1814 theilnehmen konnte, und proponirte endlich selbst die Reise auf die Fabrik, da die Ruhe der Schweiz

jetzt gesichert sei. Die Proposition war so willkommen, daß die Reise ohne Verzug angetreten wurde.

Im folgenden Jahr loderte die Kriegsflamme wieder auf, man war mehr bestürzt, als man Ursache hatte, meine Frau ward krank, noch in demselben Jahr ward der allgemeine Frieden wieder hergestellt, doch meine Frau starb. Da wir gerade im besten Einvernehmen lebten, und keine Kinder hatten, ernannte sie mich zum Universalerben, ausgenommen einige beträchtliche Legaten an Kirchen und Klöster in Friburg. Ich veranstaltete das feierlichste Leichenbegängniß, baute ihr eine Gruft, setzte ihr ein kostbares Monument, trat aber doch das Jahr 1816 frei von allem Zwang als Herr der Fabrik mit vielem Vergnügen an. Ich ließ mein Vermögen mittelst Wechsel von Wien kommen, es reichte aber nicht zu, die Legaten und alle Kosten des Begräbnisses zu decken. Ich beschloß nicht wieder zu heirathen, lebte aber auf großem Fuß. Ich hatte ein ansehnliches Wohnhaus, elegant eingerichtet, große Gärten. Ich galt für einen der reichsten Männer in der Gegend; mein Haus war selten ohne Gäste, oft beherbergte es deren Viele. Ich gab mehr aus, als da ich noch eine Frau hatte, und nahm weniger ein. In Oesterreich, wohin sonst große Geschäfte gemacht wurden, erhoben sich die Fabriken, in Frankreich, wo die Revolution sie zerstört hatte, gewannen sie den alten Schwung, man trug wieder häufig Seidenstoffe; der Ausfall meiner Einkünfte ward von Jahr zu Jahr größer, ich mußte zu Schulden Zu-

flucht nehmen. Meinen Aufwand durfte ich nicht vermindern, um den Credit zu erhalten. Heimlich, als hätte ich meine eigene Waare gestohlen, verkaufte ich unterm Preis. So lebte ich vierzehn Jahre noch in Glanz und Ueppigkeit bei schlaflosen Nächten voll Sorgen. Eine Feuersbrunst machte endlich allem ein Ende; der Bankrutt war offenbar. Ich trat ehrlich ab, was ich hatte; zog mich nach Friburg hinein, und ergriff wieder mein lang verachtetes Doctordiplom.

In einer Stadt voll Berg und Thal und Geistlichen von medicinischer Praxis zu leben war für mich etwas, wozu mich nur die höchste Noth zwingen konnte. Anfangs ging es ziemlich; viele Friburger hatten sich oft an meiner Tafel wohl seyn lassen, aus Dankbarkeit und Mitleid bedienten sie sich meiner und zahlten mich über Gebühr, mit jedem Jahr aber wurden diese Gefühle schwächer; die helle Fackel meiner Vernunft konnte sich mit dem finstern Bigotismus der Friburger nicht mehr vertragen. Ich verdiente den letzten Winter beinahe nichts, ich war zu stolz um die Unterstützungen anzunehmen, die mir die Geistlichen boten, und ihre Versuche, mich auf andere Gesinnung in Glaubenssachen zu bringen, waren mir lästig. Endlich war die gerichtliche Verhandlung meines Bankruttes geschlossen, man stellte mir einige hundert Gulden als mein erübrigendes Eigenthum zu. Ich rettete mich nach Aarau, und hoffe hier unter Leuten von meinem Schlage besser zu fahren.

[library stamp]

Fürwahr man wird versucht an ein künftiges Leben zur Vergeltung des irdischen zu glauben, wenn man sieht, wie einfältige Leute in ihrer Dummheit fortleben, dabei wohlhabend, heiteren Geistes sind, und gesunden Körpers; indessen ein Mann von meinen tiefen Einsichten auf der Höhe der Grundsätze ein mühevolles Leben freudenleer fortschleppt und an der Gicht leidet!

Staatliche Bibliothek Bamberg

Anzeige.

Mitten in dem Gewirre von willkührlichen Ansichten und Ideen werden die Stimmen der Sehnsucht nach dem, was wahrhaft und gut ist, mit jedem Tage lauter und vernehmbarer. Und es ist unstreitig ein großes Verdienst unserer Zeit, daß, um diese Sehnsucht zu stillen, so manche gediegene Werke früherer Jahrhunderte wiederum aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgezogen werden. So weit das Göttliche über das Menschliche, so weit das Ewige über das Zeitliche erhaben ist, eben so sehr hat für Menschen, die im Lichte des Glaubens wandeln und Gott sich nahen wollen, die Wissenschaft des Heiles den Vorzug vor allem andern menschlichen Wissen. Von diesem Gesichtspuncte ausgehend, ist es gewiß kein unwichtiges Unternehmen, eine neue deutsche Uebersetzung des von

P. Alphons Rodriguez,

aus der Gesellschaft Jesu, verfaßten Werkes zu veranstalten:

Ueber die

christliche Vollkommenheit.

Der Uebersetzung dieses classischen Werkes hat sich der bereits durch die Herausgabe anderer Werke hochverdiente hochwürdige Herr Gallus Schwab, Regens im bischöflichen Clerical-Seminar in Regensburg, mit freundschaftlicher Beihülfe des hochwürdigen Herrn Weigel, bischöflich geistlichen Rathes und Domherren, und des hochwürdigen Herrn Macathie, Directors am Seminar im Schottenkloster, Beide ebenfalls in Regensburg, unterzogen. Die hochwürdigen Herren Uebersetzer werden das spanische Original zu Grunde legen und die lateinische und italienische Uebersetzung zu Rathe ziehen.

Da dieses Unternehmen bedeutende Auslagen erheischt, so wünscht die gefertigte Buchhandlung durch den Weg der Subscription einige Sicherheit zur Deckung der Unkosten zu gewinnen, und zugleich auch die nöthige Uebersicht zu erlangen, wie stark die Auflage des Werkes zu machen sei. Es wird dieß Werk in gr. 8. mit schönen deutschen Lettern auf weißem Druckpapier in monathlichen Lieferungen zu 10 Bogen erscheinen. Die erste Lieferung erscheint gegen die Hälfte des Jahres 1835. Die Anzahl der Bände und Bogen des ganzen Werkes läßt sich vor der Hand noch nicht bestimmen; doch läßt sich so viel sagen, daß die letzteren an 200 reichen dürften. Die Herren Subscribenten haben erst dann als Pränumeranten einzutreten, wenn die erste Lieferung die Presse verläßt; sie erzielen durch die Subscription den Vortheil, daß sie nur auf eine Lieferung vorauszuzahlen haben, und ihnen der Bogen nicht höher als 2 kr. C. M. berechnet werden wird, wo hingegen für die erst dann ohne vorläufige Subscription eintretenden Pränumeranten etwas mehr berechnet werden muß; alle näheren Details über die Termine der Lieferungen u. s. w. werden seiner Zeit erscheinen, wo dann die Vortheile der Subscription geschlossen sind, und die Pränumeration ihren Anfang nimmt.

Die gefertigte Buchhandlung nimmt sich die Freiheit, die hochwürdigste Geistlichkeit, Stifter, Klöster, Seminarien u. s. w., wie auch das verehrte Publicum zur Beförderung dieses Unternehmens durch gefällige Subscription einzuladen. Subscription nimmt an die gefertigte Buchhandlung. Alle hochwürdigen Consistorien, welche die Mühewaltung des Verbreitens der Bücher des Vereines zu übernehmen die Gnade haben, werden sich auch zur Annahme dieser Subscription gütigst herbeilassen.

Die Mechitaristen-Congregations-
Buchhandlung in Wien.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Johann Nepomuk Volkamer <<von>>,

Eitles Selbstvertrauen Eine Erzählung

Wien 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 311(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419057-5